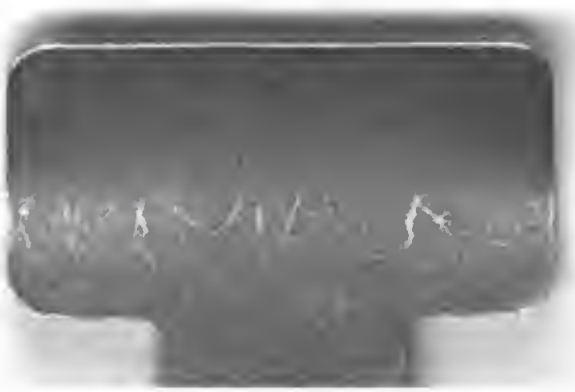
Hom.
744.6

Hom. 744 ba

Kierkegaard



Digitized by Google

Hom. 744

Zur Selbstprüfung

der Gegenwart empfohlen.

Von

S. Kierkegaard.

Nach der dritten Auflage des Originals aus dem Däni-
schen übersetzt und mit einer Charakteristik des
Verfassers versehen

von

Chr. Hansen,
† als Candidat der Theologie.

Zweite Auflage.

Erlangen.
Verlag von Andreas Deichert.
1869.

182 BA

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Dem Wunsche des Herrn Verlegers, die Arbeit meines theuren Freundes Hansen für den neuen Druck durchzusehen, habe ich gerne nachgegeben in dankbarer Erinnerung an den so früh Entschlafenen, der mit dieser Uebersetzung angefangen hatte, an der Aufgabe sich zu betheiligen, die den schleswigschen Theologen sonderlich beschieden zu sein scheint, nämlich die Vermittler zu machen zwischen der lutherischen Kirche des skandinavischen Nordens und Deutschlands. Dieser Aufgabe widmete er seine Kräfte und seine Studien, wie noch seine letzte Arbeit bezeugt, die Schrift über den Grundtvigianismus, sein Wesen und seine Bedeutung, Kiel 1863.

Kierkegaard hat im Norden durch seine Schriftstellerthätigkeit großes Aufsehen gemacht, nicht nur in seinem Vaterlande Dänemark, sondern auch in Norwegen und Schweden; noch

immer haben die von ihm aufgeregten Wogen sich nicht ganz wieder gelegt. Er ist für die skandinavische Kirche eine geschichtliche Persönlichkeit geworden, und dieser Umstand wird es bei Allen hinlänglich rechtfertigen, daß die vorliegende Schrift in einer neuen Auflage geboten wird. Zwar ist Kierkegaard auch in deutschen Kirchengeschichten wie bei Hase und Kurtz genannt, aber im Allgemeinen weiß man doch in Deutschland wenig von ihm, wie ja überhaupt die Kenntnis der kirchlichen Zustände des Nordens bei uns eine ziemlich beschränkte ist. Aus der Feder eines Skandinaviers, des Norwegers J. C. Heuch, brachte die Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche im Jahre 1864 einen Aufsatz über Kierkegaard, der die von Hansen auf den nächsten Blättern gegebene Skizze wesentlich ergänzt und sehr verdient gelesen zu werden. Und in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche 1868 Bd. 55 S. 119 ist von einem der dänischen Kirche mit Liebe und Aufmerksamkeit zugewandten Manne in Aussicht gestellt, er werde „das Bild dieses originellen, dänischen Denkers," zeichnen. Von den Schriften Kierkegaards selbst jedoch ist unseres Wissens noch keine ins Deutsche übersetzt als die

Sammlung seiner letzten kirchenstürmenden Aufsätze unter dem Titel: „Staat, Christenthum und Kirche.“ Diese aber, abgesehen davon, daß die Uebersetzung für deutsche Leser fast ungenießbar ist, zeigt den Schriftsteller auf einem Irrwege, zu dem er zwar seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach hinneigte, den er aber doch erst am Ende seines Lebens wirklich betrat. Da erscheint uns ein Mann, der nicht nur die Schäden und Unwahrheiten des landläufigen Staatskirchenthums schonungslos aufdeckt, sondern der auch die kirchliche Gemeinschaft selbst auflöst und das Amt der Kirche als solches bekämpft, der den Einzelnen in unverständiger Weise losreißt vom Leben des Ganzen in der Gegenwart und in der früheren Geschichte und damit den Bestand der Kirche wie die Gesundheit des christlichen Einzellebens bedroht. Solches das Bild des Verirrten. Dagegen enthalten die nachfolgenden Blätter, die aus einer früheren Lebenszeit stammen, das Bild eines Mannes, der mit tief einschneidendem Ernste alles unwahre Wesen, wie es in der Christenheit unserer Tage herrscht, enthüllt und straft; der allem christlichen Scheine entgegentritt und die trügerischen Reden und Gründe, mit denen man sich selbst so gerne, um dem Ernste des göttlichen Wortes aus dem

Wege zu gehen, täuſcht und belügt, in ihrer ganzen Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit darlegt. So erfordert es ſchon die Billigkeit, jenem Bilde gegenüber auch das der beſſern Zeit zu erneuern; und wie dieſe Reden Kierkegaards bei ihrer erſten Wanderung durch Deutſchland Manchen zur Beſinnung über ſich ſelbſt gemahnt haben, ſo wird es ihnen vielleicht auch jetzt, wo ſie den Weg von Neuem beginnen, gegeben hie und da Einen zur Buße zu rufen, damit er mit allem Ernſte und in aller Wahrheit ein chriſtliches Leben führe in der Gemeinſchaft der Brüder.

Erlangen 1869.

Prof. G. Plitt.

Inhalt.

	Seite
Leben und Charakteristik des Verfassers	1
Eine Vorbemerkung	23
I. Was erforderlich ist, um sich mit wahrem Segen im Spiegel des Wortes zu betrachten. (Am fünften Sonntag nach Ostern)	52
II. Christus ist der Weg. (Am Himmelfahrtstage)	105
III Der Geist ist es, der da lebendig macht. (Am ersten Pfingsttage)	136

Leben und Charakteristik des Verfassers.

Zur Verdeutschung des vorliegenden Büchleins ist der Uebersetzer von dem Wunsche bewogen worden, daß der ebenso tiefsinnige als beredte, ebenso philosophisch und christlich durchgebildete als originelle Verfasser auch in Deutschland etwas bekannter werde und die empfänglichen Gemüther an seinem Theile zur Wahrheit weise. Wenn deutsche Leser durch die kürzlich in einer schlechten Uebersetzung unter dem Titel „Christenthum und Kirche" erschienenen Flugschriften aus den letzten Lebenstagen Kierkegaards vielleicht den Eindruck empfangen haben sollten, als gehöre dieser Schriftsteller zu den bloß niederreißenden, feindseligen Geistern, so möchten die vorliegenden Reden (die übrigens nicht wirklich gehalten worden sind) geeignet sein, ihn von einer andern, wahreren und besseren Seite zu zeigen, und in einem engen Rahmen ein Bild seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu geben, möchten

aber auch namentlich helfen können, die wichtigen Momente der Wahrheit, für welche er vorzugsweise Sinn und Augen gehabt hat, einzuschärfen und zur Geltung zu bringen.

Zur Orientirung für deutsche Leser läßt der Uebersetzer hier noch einen kurzen Abriß von S. Kierkegaard's Leben und Anschauungen vorausgehen, wohl wissend, das er freilich damit keineswegs die Bedeutung dieses primitiven religiösen Denkers eingehend und in rechter Würdigung darzustellen im Stande ist.

Sören Aaby Kierkegaard, geb. in Kopenhagen 1813, ward Student 1830, Candidat der Theologie 1840, magister artium 1841. Darauf unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Berlin, zunächst um sich mit der neueren Schelling'schen Philosophie bekannt zu machen, und kehrte im Frühjahr 1842 zurück. Seitdem hielt er sich beständig in Kopenhagen auf. Seine äußeren Umstände setzten ihn in den Stand, unabhängig zu leben; er war unverheirathet, und führte ein einsames, stilles Leben, beschäftigt mit philosophischen und theologischen Studien und einer außerordentlich umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit, bis er, zum Theil aufgerieben durch die innere Anstrengung seines Kampfes für das, was er als

Wahrheit erkannt hatte, am 11. Nov. 1855 in dem Friedrichs-Hosspitale starb.

Seine ganze Wirksamkeit kann nur verstanden werden, wenn sie als Kampf und Correctiv gegen eine falsche Richtung des Zeitgeistes aufgefaßt wird: gegen jedes eitle Streben, welches in der Einbildung und mit dem Scheine, das Höchste schon ergriffen zu haben oder ihm nachzujagen, die Menschenseele um das Höchste betrügt, indem es sich daran genügen läßt, die Lebenswahrheit ästhetisch oder speculativ oder politisch aufzufassen, und somit zu ihr nur in einem abstracten Verhältnisse zu stehen, während der innerste Kern der Persönlichkeit von ihr unberührt und gegen sie gleichgültig bleibt. Als K. 1843 mit „Entweder — Oder" seine pseudonyme Schriftstellerei begann, hatte die Begeisterung für die Hegel'sche Philosophie fast die ganze literarische Welt Dänemarks, namentlich die studirende Jugend, ergriffen. Dr. Martensen, der als Professor der Theologie mit dem größten Beifall Vorlesungen hielt, war zu der Zeit wohl nicht frei von jener Ueberschätzung der Speculation, die sich rühmte, den Glauben zum Wissen „erheben" zu wollen. Die jungen Theologen schaukelten sich lustig in den hohen Regionen des abstracten Denkens, und lebten der Einbildung, in ein paar

Semeſtern in eine Weisheit eingeweiht werden zu können, welche die Erfahrung eines ganzen Lebens überflüſſig mache. Dem eitlen Ueberfliegen der Wirklichkeit und ihrer heiligſten Angelegenheiten ſtellten Kierkegaard's pſeudonyme Schriften die alte ſokratiſche Unterſcheidung deſſen, was man weiß und deſſen, was man nicht weiß, entgegen, und machten den Glauben als das Höchſte geltend, als dasjenige, worüber man ſo wenig hinwegeilen kann, indem man „weiter geht" (d. h. indem man auf dem Wege des Denkens weiterſchreitet und den in dem erſten Stadium des Wiſſens verſchwundenen Glauben als aufgehobenes Moment, als Glied des Syſtems, wiederfindet), daß vielmehr die Anſtrengungen eines ganzen Menſchenlebens nicht genügen, um zum Glauben zu gelangen, — daß man ihn nur gewinnt durch einen „Sprung kraft des Abſurden," durch einen Act, in welchem der Menſch mit Aufgeben von Allem, was ſein eigen iſt, ſich der Gnade in die Arme wirft.

Indem K. mit ſcharfer Dialektik das Verhältnis des Glaubens zum objectiven Wiſſen, zur Speculation und zum „Syſtem" beleuchtet, kommt er, was die Begreiflichkeit der Dogmen betrifft, zu einem ebenſo negativen Reſultat, wie Bayle oder Feuerbach. Aber darin iſt er grundverſchieden

von dieſen Zweiflern, daß er gerade in dieſer Negation den Ausgangspunct für eine neue und höhere Entwickelung findet. Statt mit Feuerbach zu ſchließen: „das Wiſſen widerſpricht dem Glauben, alſo iſt der Glaube eine Illuſion," kehrt K. das Verhältnis um: „Gerade weil der Glaube das Abſolute iſt, iſt er für die Vernunft ein Paradox." Statt mit Bayle bei dem allgemeinen Zugeſtändnis ſtehen zu bleiben, daß die geoffenbarte Wahrheit, obwohl ſie unbegreiflich iſt, Gegenſtand des Glaubens ſein müſſe, und dann im Uebrigen es unentſchieden zu laſſen, inwiefern es nun auch dem Denker möglich ſei, ohne Heuchelei und Selbſtwiderſpruch ein Gläubiger zu ſein, ſtrebt K., durch ſeine religiöſen Schriften es in jeder Beziehung verſtändlich und pſychologiſch erklärlich zu machen, wie ein reflectirendes Bewußtſein die negativen Elemente der Cultur, Kritik und Philoſophie in ſich aufnehmen und dann doch die göttliche Ueberlegenheit der geoffenbarten Wahrheit erkennen und ſich vor den Idealen des Evangeliums beugen könne.

Der Kierkegaard'ſche Standpunct iſt in der Kürze bezeichnet durch den Satz: die Subjectivität iſt die Wahrheit; oder: das Wie der Wahrheit iſt gerade die Wahrheit. Dieſer Satz

ſteht bei K. nicht in Widerſpruch damit, daß es keine ſubjective Wahrheit giebt ohne Vorausſetzung einer objectiven: ebenſo wenig iſt es ſeine Meinung, daß jedes Subject, jede noch ſo zufällige oder willkürliche Individualität berechtigt ſein ſolle, da es im Gegentheil die ewige Wahrheit iſt, die ausdrücklich als die abſolute Subjectivität, als das Ziel der relativen, an ſich unwahren Subjectivitäten anerkannt wird. Inſofern die relative Subjectivität außerhalb der Wahrheit ſteht, iſt ihr Zuſtand weſentlich Verzweiflung. Die Verzweiflung iſt, religiös verſtanden, „die Krankheit zum Tode;“ es gilt nun zu entdeken, worin dieſe Krankheit beſtehe, ihre verſchiedenen Symptome zu erkennen, und zu zeigen, durch welche Mittel und unter welchen Bedingungen ſie ſich heilen läßt. — Daß die Subjectivität die Wahrheit iſt, heißt zugleich, daß die Wahrheit die Innerlichkeit iſt; je mehr Wahrheit in einem Menſchen iſt, je tiefer ſeine Perſönlichkeit, deſto größer iſt die Innerlichkeit. Die Prüfung der Wahrheit wird daher eine Prüfung der Perſönlichkeit, eine Prüfung der Innerlichkeit. Als Bedingung der kräftigen Entwickelung der Subjectivität, Innerlichkeit und Perſönlichkeit wird erfordert, daß jeder Menſch ſich als „den Einzelnen“ wiſſen muß. Indem K. die Ka-

tegorie des „Einzelnen" einschärft, zielt er polemisch auf die „Menge," auf das „Numerische," auf das egoistische Zusammenhalten der Charakterlosigkeit, die immer das Gesetz ihrer Existenz außer sich hat. Jeder Mensch ist, indem er „der Einzelne" ist, ursprünglich auf sich selbst und sein Verhältnis zu Gott gewiesen; das hindert nicht, daß er mit Andern zusammenwirke, wenn nur jeder Einzelne ursprünglich sich selbst und sein Ziel in's Auge faßt.

Jedoch kommt K. auf diese Weise dazu, — und hier liegt ein Grundfehler seiner ganzen Anschauung und seiner von ihr geleiteten Thätigkeit — die große Bedeutung der Gemeinschaft für den Glauben und das Christenthum zu übersehen und zu verkennen. Das wahre Christenthum kennt er nur unter der Form der Isolirung; der „Geistesmensch" unterscheidet sich von „uns Menschen" durch seine Kraft, die Isolirung ertragen zu können. „Das Christenthum ist Leiden:" das Leiden des Hasses seiner selbst und der Welt, des Alleinseins mit Gott, des Alleinstehens gegenüber den Forderungen des Ideals und des Vorbildes. „Der Glaube muß Christo gleichzeitig werden:" d. h. ihn in seiner Erniedrigung und Verkennung dennoch als den Heiland erfassen, so wie die ersten Jünger es thaten, und in seinem eignen Leben das Le-

ben Chriſti nachbilden. Jener Glaube, der an ihn zunächſt um ſeiner Erhöhung willen glaubt, oder weil ſo viele Jahrhunderte bisher Chriſti Namen bekannt haben und alſo für ihn Zeugnis ablegen, iſt kein Glaube zu nennen.

Allen beſtehenden Formen der kirchlichen Gemeinſchaft haftet daher auch eine weſentliche Unvollkommenheit an, und ſie haben nur eine relative Berechtigung. Sie dürfen nur auf eine gewiſſe Anerkennung Anſpruch erheben, wenn man ſich dabei bewußt bleibt, wie weit man noch von der Erreichung des Ideales entfernt iſt, und wie wenig man doch verträgt, mit dieſem wahren Maßſtabe gemeſſen zu werden. Will ſich das beſtehende Chriſtenthum, „das officielle Chriſtenthum," für eine dem Weſen entſprechende Geſtaltung des Reiches Gottes ausgeben und ſich durch die Zugehörigkeit zu ihm in ſeiner Selbſtzufriedenheit beruhigen, ſo muß gegen daſſelbe der gleiche Kampf geführt, die gleiche Einſprache zu Gunſten der Wahrheit erhoben werden, wie gegen die Anmaßung der Speculation. Die Auffaſſung vom Chriſtenthum, und die chriſtlich heißende Anregung, wie ſie der Gegenwart eigen iſt, darf nicht für Anderes oder Mehr genommen werden, als für eine Ruhe unter der Langmuth Gottes, die er einem Geſchlechte gewährt,

welches durch den Uebermuth und den Leichtsinn mehrerer Generationen verweichlicht und erschlafft ist, in Bezug auf sein Verhältnis zum Ewigen. Darum hält K. der Zeit und dem dänischen Volke seiner Zeit einen Spiegel vor, in dem sie sich beschauen möge, damit sie ihrer Nacktheit und Blöße inne werde. Darum will er ihr das nöthige Correctiv hinstellen, damit gefühlt und anerkannt werde, daß Welt und Christenthum scharf geschieden, daß jenes dieser durchaus ungleichartig sei, und damit die Zeit und der Einzelne wenigstens in Demuth spreche: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte.

„Nie habe ich," sagt er, „so gekämpft, daß ich gesagt hätte: ich bin der wahre Christ, die Andern sind nicht Christen, oder wohl sogar Heuchler u. dgl. Nein, ich habe so gekämpft: ich weiß, was Christenthum ist; meine Unvollkommenheit als Christ erkenne ich selbst — aber ich weiß, was Christenthum ist. Und zu diesem Wissen zu kommen, scheint mir in jedes Menschen Interesse sein zu müssen, er sei nun Christ oder Nicht-Christ, er beabsichtige, das Christenthum anzunehmen oder es aufzugeben. — Die lange Zeit gebrauchte Taktik war: Alles anzuwenden, um so Viele wie möglich, wo möglich Alle, dazu zu bewegen, auf's Christenthum einzugehen — aber dann es nicht so ganz genau damit

zu nehmen, ob nun das, worauf man ſie einzugehen bewog, wirklich Chriſtenthum war. Meine Taktik war: mit Gottes Beiſtand Alles anzuwenden, um es klar zu machen, was in Wahrheit die Forderung des Chriſtenthums iſt, — ob auch nicht ein Einziger darauf eingehen wollte, ob ich's auch ſelbſt hätte aufgeben müſſen, Chriſt zu ſein, was in ſolchem Falle öffentlich anzuerkennen ich mich für verpflichtet gehalten haben würde. Andrerſeits war meine Taktik dieſe: ſtatt im Entfernteſten den Schein zu nähren, als ob doch ſolche Schwierigkeiten beim Chriſtenthum wären, daß eine Apologie vonnöthen würde, wenn wir Menſchen darauf eingehen ſollen, bemühte ich mich vielmehr, es der Wahrheit gemäß als etwas ſo unendlich Hohes darzuſtellen, daß die Apologie ganz anderswohin fällt. Es kommt uns zu Gute wenn wir uns Chriſten zu nennen wagen und die Apologie verwandelt ſich in ein bußfertiges Bekenntnis, daß wir Gott danken, wenn wir uns nur ſelbſt für Chriſten anſehen dürfen. Doch auch dies andere darf nicht vergeſſen werden. Ebenſo ſtreng wie das Chriſtenthum iſt, ebenſo milde iſt es auch, d. h. unendlich milde. Wenn die unendliche Forderung gehört und zur Geltung gebracht iſt, dann bietet ſich die „Gnade" dar, zu welcher dann der Einzelne, ein Jeder für

ſich, wie ich es thue, ſeine Zuflucht nehmen kann, und dann geht es wohl. Und es iſt doch keine Uebertreibung, wenn die unendliche Forderung in ihrer Unendlichkeit dargeſtellt wird, was ja zugleich im Intereſſe der „Gnade" iſt; es iſt nur, in anderer Hinſicht, Uebertreibung, wenn die Forderung allein dargeſtellt wird und von der Gnade gar nicht die Rede iſt. Dagegen heißt es, das Chriſtenthum auf Muthwillen ziehen, wenn die „unendliche" Forderung verendlicht oder wohl gar ganz ausgelaſſen, und die „Gnade" ohne weiteres angebracht wird, welches ja bedeutet, daß ſie auf Muthwillen gezogen wird. — Aber nie habe ich im Entfernteſten Miene gemacht, die Sache in pietiſtiſcher Strenge behandeln zu wollen, die meinem Weſen fremd iſt, oder die Exiſtenzen übermäßig anſtrengen zu wollen, was den Geiſt in mir betrüben würde. Nein. Wozu ich habe beitragen wollen, das iſt, mit Hülfe von Zugeſtändniſſen wo möglich etwas mehr Wahrheit in dieſe (in Hinſicht darauf, ein ethiſch-religiöſer Charakter zu ſein, für die Wahrheit leiden zu wollen u. dgl.) unvollkommneren Exiſtenzen, wie wir ſie führen, hineinzubringen, welches doch immerhin Etwas, und in jedem Falle die erſte Bedingung iſt, um dazu zu kommen, tüchtiger zu exiſtiren."

So redet denn K. als ein christlicher Sokrates zu seiner Zeit, in der er wie ein Fremder, wie eine einsame Gestalt dasteht, während er doch an ihren höheren Angelegenheiten sich mit allem Interesse betheiligt, und ihre Bewegungen mit dem scharfen Blicke eines Beobachters, mit der allzeit wachen Aufmerksamkeit eines Spähers verfolgt. —

S. Kierkegaard ist ein Meister in allen Arten und Formen der Darstellung. Er unterscheidet scharf zwischen drei eigenthümlichen Lebensanschauungen: einer ästhetischen (im weiteren Sinne), der nach außen gerichteten, deren Ziel wesentlich Genuß ist; einer ethischen, deren Aufgabe er wesentlich als Pflichterfüllung und gemüthliches Dasein faßt; und einer religiösen, deren absoluter Inhalt der Glaube ist. Jeder dieser Lebensanschauungen entspricht eine eigenthümliche Existenz, oder kann ihr wenigstens entsprechen. Nur in einer derselben kann man zu gleicher Zeit existiren. Freilich kann dieselbe Individualität ästhetische, ethische und religiöse Elemente in ihrem Charakter haben, und zwar desto mehr, je reicher ihre Anlage und je allseitiger ihre Entwickelung ist: aber auf einmal beides als Aesthetiker und als Ethiker und als Glaubenszeuge zu existiren, oder, was dasselbe ist, das Centrum seines Lebens auf einmal im Aesthe-

tiſchen und Ethiſchen und Religiöſen zu haben, das iſt eine Unmöglichkeit, weil es ein Widerſpruch iſt. — Nun will K. den exiſtentiellen Unterſchied zwiſchen dem genießenden Aeſthetiker, dem handelnden Ethiker und dem an Gott ſich hingebenden religiöſen Menſchen durch entſprechende Charakteranalyſen in's klarſte Licht ſtellen; und um jedem Standpunct ſein Recht widerfahren zu laſſen, entwickelt er nicht nur Stimmungen und Anſchauungen, zu denen er ſich nicht ſelbſt bekennen kann, ſondern läßt auch die fremde Exiſtenz ſo ſelbſtändig auftreten und ſo das Wort führen, daß er einen fremden Verfaſſer fingirt und den wirklichen ganz hinter denſelben zurücktreten läßt. Dies der Grund, warum ſo viele ſeiner Schriften pſeudonym ſind, andre halb pſeudonym (indem er ſich als Herausgeber nennt, wo er wohl mit der ganzen dargeſtellten Geiſtesrichtung in Uebereinſtimmung ſteht, aber nicht geradezu ſich die entſprechende Exiſtenz vindiciren und daher nicht wie in ſeinem eignen Namen reden kann), während andre endlich ſeinen eignen Namen tragen.

Von Anfang an hat er das eine Ziel, „auf das Religiöſe, das Chriſtliche aufmerkſam zu machen," doch nicht in der Weiſe eines Apoſtels, der „Gewalt hat," ſondern nur in der Weiſe, daß

er auf die Aufgabe hinweiſt, und es einem Jeden überläßt, den gegebenen Wink zu verſtehen, und ſich ſelbſt zu der rechten Erfaſſung hindurcharbeiten. Darum beginnt er, wie er ſelbſt ſagt, „mäeutiſch," mit der Darſtellung des Aeſthetiſchen, worin die Meiſten befangen ſind, will auf die Weiſe die Aufmerkſamkeit feſſeln, und dann den inneren Widerſpruch dieſer Lebensanſchauung, in der man ſich ſelbſt verliert, weil man ſich an die Außenwelt hingiebt, zum Bewußtſein bringen, um von dem Aeſthetiſchen hinweg, durch das Ethiſche hindurch, zum Religiöſen hinzuführen. Letzteres „wird ſo ſchnell eingeführt daß diejenigen, welche, vom Aeſthetiſchen bewegt, ihm zu folgen beſchließen, plötzlich mitten in den entſcheidenden chriſtlichen Beſtimmungen ſtehen, veranlaßt, wenigſtens aufmerkſam zu werden." So will er durch „indirecte Mittheilung" in die Wahrheit hineinlocken, und dem Sinnenbetrug, der von Anfang an da iſt, daß man nämlich in der Chriſtenheit ſein ſelbſtverſtändlich als gleich erachte mit Chriſt ſein, entgegenarbeiten. Nebenher aber geht in den erbaulichen Reden die „directe Mittheilung," die ſpäter, nachdem die Pſeudonymen ihr Ziel erreicht haben, die allgemein herrſchende wird. Und dieſe letztere möchte doch auch die am meiſten fruchtbringende ſein.

Wir nennen hier nur die wichtigsten seiner vielen Schriften. In „Entweder — Oder, ein Lebensfragment von Victor Eremita" (1842) stellt K. mit feiner psychologischer Charakterzeichnung ein ästhetisches und ein ethisches Lebensbild neben einander, und hebt den Gegensatz beider Richtungen aufs Stärkste hervor. Eins von beiden: die unklare Mischung ist Charakterlosigkeit. In „Furcht und Zittern, dialektische Lyrik von Johannes de silentio" (1843) erhebt sich der Pseudonymus kühn und sicher zu den höchsten Regionen des Lebens, um dann wieder einen scharfen Blick in die geheimen Tiefen der Seele zu werfen in dem „Begriff Angst, simple psychologisch hinweisende Erwägung in Beziehung auf das Problem der Erbsünde, von Vigilius Hafniensis" (1844). In den „Stadien auf dem Wege des Lebens, Studien von Verschiedenen, zusammengebracht, zum Druck befördert und herausgegeben von Hilarius Buchbinder" (1845) werden wieder die verschiedenen Grundrichtungen dargestellt, und namentlich der Seelenkampf des Religiösen, der mit der Welt brechen muß, gezeichnet. — Die großen Probleme und Aufgaben des Christenthums werden eingeschärft in den halb-pseudonymen Schriften, die den Namen des Climacus tragen: jener, dessen Existenz noch außerhalb des Christen-

thums fällt, hat seinen Standpunct eine Stufe tiefer, dieser, der aus religiöser Erfahrung und als Bußprediger redet, hat seinen Standpunct eine Stufe höher als der wirkliche Verfasser, der sich deßhalb auch nur als Herausgeber bezeichnet hat. Es sind folgende: „Philosophische Bissen oder ein Bischen Philosophie, von Johannes Climacus, herausgegeben von S. Kierkegard" (1844); „abschließende unwissenschaftliche Nachschrift zu den philosophischen Bissen, von H. Climacus, herausgegeben von S. K." (1846); „die Krankheit zum Tode, eine christliche psychologische Entwickelung, von Anti-Climacus, herausgegeben von S. K." (1849); „Einübung im Christenthum, von Anti-Climacus, herausgegeben von S. K." (1850). — Die nicht pseudonymen Schriften endlich sind meist erbaulichen Inhalts: eine ziemliche Anzahl Reden in verschiedenen Heften (1843—1851) von denen aber die wenigsten wirklich gehalten sind; „erbauliche Reden in verschiedenem Geiste" (1847); „die Werke der Liebe, einige christliche Erwägungen in der Form der Rede" (1847); „christliche Reden" (1848); endlich das vorliegende Büchlein (1851). Ueber sein gesammtes Wirken hat sich K. selbst ausgesprochen in der Schrift: „über meine Thätigkeit als Schriftsteller" (1851); und in „der Gesichtspunct für meine Thä-

tigkeit als Schriftſteller, eine directe Mittheilung, Rapport an die Geſchichte" (nach ſeinem Tode 1859 herausgegeben).

S. K. zeigt, wo er theoretiſche Unterſuchungen anſtellt, eine überaus reiche Reflection, die faſt alle Erſcheinungen des Lebens und alle pſychologiſchen Räthſel in ihren Kreis zieht, eine ſcharfe, unermüdliche, obwohl oftmals verwickelte Dialektik, und eine große Gewandtheit der wechſelnden Darſtellungsformen. Er ſpielt und glänzt vielfach mit Witz, Satire, Ironie und Humor, doch ſo, daß die tiefen, ernſten Grundaccorde je und je hindurchgehört werden, und er ſich ſtets mit Ehrfurcht vor dem Chriſtlichen als dem höchſten Phänomen und dem höchſten Ziele des Lebens beugt. In den Schriften mehr unmittelbar praktiſcher Tendenz redet er mit gewaltigem Ernſte, in ſchlagenden Beiſpielen und treffenden Bildern (die allerdings mitunter unſchön werden, gleichwie ſeine Vorliebe für Wortſpiele zuweilen ermüdet), und ſucht den Leſern ſo nahe zu kommen, ſo kräftig auf ſie einzudringen, wie nur möglich, um ſie nicht entſchlüpfen zu laſſen, ſondern im Gewiſſen zu packen: um ſie aus ihrer Lauheit, Gemächlichkeit, Selbſtzufriedenheit aufzurütteln, vor falſchem Vertrauen auf die Gnade

zu warnen, und zur Buße und Bekehrung aufzufordern. —

Während K. bisher nur bei einem Theile der philoſophiſch und theologiſch Gebildeten, und, was ſeine erbaulichten Schriften betrifft, bei tieferen Gemüthern Aufmerkſamkeit und Beachtung gefunden hatte — wie denn vielleicht erſt der Zukunft ein völligeres Verſtändnis ſeiner Schriften aufbehalten iſt — ſo führte er den Kampf, den er als ſeine Lebensaufgabe betrachtete, in ſeinem letzten Lebensjahre auf eine Weiſe, die wenigſtens die allgemeinſte und lebhafteſte Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Der bisherige hochverdiente Biſchof von Seeland, Dr. J. P. Mynſter, war am 30. Januar 1854 geſtorben, und ſein Nachfolger, Dr. Martenſen, hatte ihm in der Gedächtnisrede das wärmſte Lob geſpendet, ihn als „Wahrheitszeugen," als Glied der heiligen Kette der Apoſtel und Märtyrer und der Zeugen aus allen Jahrhunderten bezeichnet. S. K. glaubte ſich verpflichtet, hiergegen die ſchärfſte Einſprache zu erheben, indem er meinte, man dürfe nicht auf dieſe Weiſe einen Geiſtlichen mit dem höſten Maßſtabe meſſen, ohne zugleich den Abſtand zwiſchen den Forderungen dieſes Maßſtabes und der Perſönlichkeit, an welche man ihn gerade anlege hervorzuheben, ſo ſehr er auch früher gerade dem

ehrwürdigen Mynſter Ehrerbietung gezollt hatte. Da das Chriſtenthum zu der Welt im entſchiedenſten Gegenſatz und Widerſpruch ſtehe, und das Vorbild, der Sohn Gottes, in Armuth und Niedrigkeit, in Verachtung und Verkennung und Leiden auf Erden gewandelt habe, ſo könne von einem „Wahrheitszeugen," von einem „Gliede der heiligen Kette" nur da die Rede ſein, wo das Leben eines Menſchen wirklich dieſes ausdrücke, daß es der Welt ungleichartig ſei, während dagegen das Leben des verſtorbenen Biſchofs in gutem Einvernehmen mit der Welt, mit ihrer Herrlichkeit, Macht und Ehre verlaufen ſei. Durch ſolches Menſchenlob alſo betrüge und belüge ſich die Zeit, als ob ſie dem Ideal genüge, und als ob das „beſtehende Chriſtenthum" nicht bloß relative, ſondern abſolute Berechtigung habe: ſie mache das Chriſtenthum der Welt gleichartig, d. h. ſie ſchaffe das Chriſtenthum ab.

So wurde dieſer Fall für K. Veranlaſſung, nicht bloß den einzelnen Geiſtlichen, ſondern die Geiſtlichkeit überhaupt und das „officielle Chriſtenthum" in Flugſchriften, die für die Maſſe berechnet waren oder deren Polemik wenigſtens von ihr nur zu gut verſtanden und nur zu beifällig aufgenommen wurde, mit der maßloſeſten Heftigkeit – und

Leidenſchaftlichkeit anzugreifen. Die Geiſtlichen ſeien ihrem Berufe untreu geworden, insgeſammt Wölfe in Schaafskleidern; das „beſtehende Chriſtenthum“ ſei nicht das des N.T., ſondern diene nur, die Seelen in Schlaf zu wiegen und drohe ſie um ihre Seligkeit zu betrügen; wer am öffentlichen Gottesdienſte nicht Theil nehme, habe doch immer eine Sünde weniger auf dem Gewiſſen u. ſ. w. Dieſe und ähnliche Sätze wurden namentlich im „Augenblick, Nr. 1—9“ (1855)*) unter's Publicum hinausgeſchleudert. Natürlich wurden ſie von verſchiedenen Seiten bekämpft, man betheiligte ſich für und wider, und es entſtand eine ganze Literatur von Zeitungsartikeln und Broſchüren. Mitten in der Hitze des Kampfes ſtarb der Anführer, deſſen Kraft erſchöpft war, und das Geſchrei des Streites verſtummte allmählich.

Was an Kierkegaard's Behauptungen Wahres war, hat, ſo weit ſein Wort reichte, nicht verfehlt, Manche der Diener der Kirche wie der jüngeren Theologen dazu zu führen, die hohe Verantwortlichkeit des geiſtlichen Amtes mehr zu füh-

*) Ungenießbar und ſtümperhaft in's Deutſche überſetzt unter dem Titel: „Chriſtenthum und Kirche (der Augenblick).“ Altona, bei Heſtermann, 1861.

len, ſich ernſter auf ihre Aufgabe zu beſinnen und der Erfüllung derſelben nachzutrachten.

Wolle der Herr auch Deutſchen Leſern dieſe Blätter zum Segen gereichen laſſen!

Vorwort.

Mein lieber Leſer! lies, wo möglich, laut! Thuſt Du es, laß mich Dir dafür danken; thuſt Du es nicht nur ſelbſt, ſondern bewegſt auch Andere dazu, laß mich Jedem von ihnen danken, und Dir noch einmal und abermal! Du wirſt, wenn Du laut lieſeſt, am ſtärkſten den Eindruck bekommen, daß Du es einzig mit Dir ſelbſt zu thun haſt, nicht mit mir, der ja „ohne Gewalt“*) iſt, auch nicht mit Andern, was Zerſtreuung ſein würde.

Auguſt 1851.

S. K.

---

*) D. i. ohne amtliche Gewalt. A. d Ü.

„Dieweil wir denn wiſſen, daß der Herr zu fürchten iſt, fahren wir ſchön mit den Leuten“ (2 Cor. 5, 11). Denn gleich damit anzufangen oder zuerſt, Menſchen gewinnen zu wollen, das iſt vielleicht ſogar Gottloſigkeit, jedenfalls weltliche Sinnesart, nicht Chriſtenthum, ſo wenig wie es Furcht Gottes iſt. Nein, laß Dein Streben zuerſt, laß es zuerſt und vor Allem ausdrücken, daß Du Gott fürchteſt. — Darnach habe ich geſtrebt.

Aber Du, o Gott, laß mich nie vergeſſen, daß, ob ich auch nicht einen einzigen Menſchen gewönne — wenn nur mein Leben (denn die „Verſicherung“ des Mundes iſt trügeriſch!) ausdrückt, daß ich Dich fürchte: dies heißt: „Alles gewonnen!“ Und daß dagegen, ob ich alle Menſchen gewönne, — wenn mein Leben (denn die „Verſicherung“ des Mundes iſt trügeriſch!) nicht ausdrückt, daß ich Dich fürchte: dies heißt: „Alles verloren!“

* Im Sommer 1851.

Eine Vorbemerkung.

Es giebt ein Wort, welches mir öfter in den Sinn gekommen ist, das Wort eines Mannes, dem ich zwar in Rücksicht auf das Christenthum gewiß Nichts zu verdanken habe — es war ja ein Heide — dem ich aber doch persönlich sehr viel zu verdanken glaube; eines Mannes, der auch unter Verhältnissen lebte, die, nach meinem Dafürhalten, ganz den Verhältnissen unserer Zeit entsprachen: ich meine den einfältigen Weisen des Alterthums. Von ihm wird erzählt, daß, als er vor dem Volke angeklagt war, ein Redner zu ihm kam, der ihm eine sorgfältig ausgearbeitete Vertheidigungsrede überreichte mit der Bitte, davon Gebrauch zu machen. Der einfältige Weise nahm und las sie. Darauf gab er sie dem Redner zurück und sagte: das ist eine hübsche und gut ausgearbeitete Rede, also nicht weil die Rede verfehlt, weil sie schlecht gewesen wäre, gab er sie zurück; aber,

fuhr er fort, ich bin nun ſiebzig Jahre alt geworden, ſo dünkt mich, es zieme ſich nicht für mich, von der Kunſt eines Redners Gebrauch zu machen. Was meinte er? Er meinte erſtens: mein Leben iſt zu ernſt, als daß ihm damit gedient ſein könnte, von der Kunſt eines Redners unterſtützt zu werden; ich habe ein Leben daran geſetzt; auch wenn ich nicht zum Tode verurtheilt werde, habe ich doch ein Leben daran geſetzt, und im Dienſte des Gottes habe ich meinen Auftrag ausgerichtet: laß mich denn nun nicht im letzten Augenblick den Eindruck meiner ſelbſt und meines Lebens mit Hülfe von Kunſtrednern oder Rednerkünſten zu nichte machen. Demnächſt meinte er: die Gedanken, Vorſtellungen, Begriffe, die ich nun zwanzig Jahre lang, denn ſo lange war es, von Jedem gekannt, von Euren Luſtſpieldichtern lächerlich gemacht, für einen Sonderling angeſehen, von „Namenloſen" angegriffen, in der Unterredung mit dem Erſten Beſten auf dem Markte entwickelt habe — dieſe Gedanken ſind mein Leben, haben mich früh und ſpät beſchäftigt; haben ſie Niemand anders beſchäftigt, mich haben ſie unendlich beſchäftigt; und wenn ich, was Eure beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat, mitunter einen ganzen Tag habe ſtehen und vor mich hinſtarren können, ſo waren es dieſe Gedanken, die

mich beſchäftigten: ſo denke ich denn auch, daß ich ohne Hülfe von Kunſtrednern und Rednerkünſten, falls ich überhaupt am Gerichtstage Etwas zu ſagen gedenke, ein paar Worte werde ſprechen können; denn der Umſtand, daß ich muthmaßlich zum Tode verurtheilt werde, thut Nichts zur Sache; was ich ſage, wird natürlich daſſelbe ſein und über daſſelbe und auf dieſelbe Weiſe werde ich reden, wie bisher, und ſo wie ich eben geſtern mit einem Gerber auf dem Markte ſprach; die paar Worte denke ich wohl ohne Vorbereitung oder den Beiſtand Anderer ſprechen zu können. Es verſteht ſich, daß ich nicht ganz unvorbereitet bin; ich habe mich zwanzig Jahre lang vorbereitet, und ganz ohne Beiſtand bin ich auch nicht, da ich auf den Beiſtand des Gottes rechne. Aber, wie geſagt, die paar Worte . . . ja, ich läugne nicht, es kann auch weitläuftiger werden; wenn ich noch zwanzig Jahre zu leben hätte, würde ich fortfahren können, über daſſelbe zu reden, worüber ich beſtändig geredet habe; aber Kunſtredner und Rednerkünſte ſind Nichts für mich. — O Du Ernſter! Verkannt mußteſt Du den Giftbecher leeren! Du wurdeſt nicht verſtanden. So ſtarbſt Du denn. Mehr als zweitauſend Jahre biſt Du bewundert worden; „aber ob ich wohl verſtanden bin?“ es iſt wahr!

Und nun predigen! Sollte das nicht auch so ernſt ſein! Wer predigen will, ſoll in den chriſtlichen Gedanken und Vorſtellungen leben, ſie ſollen ſein tägliches Leben ſein — wenn dem ſo iſt, ſo wirſt Du, nach der Meinung des Chriſtenthums, Beredtſamkeit genug haben, und gerade die Beredtſamkeit, die erfordert wird, um friſchweg und ohne beſondere Vorbereitung zu reden. Unwahre Beredtſamkeit iſt es dagegen, wenn Jemand, ohne ſich im Uebrigen mit dieſen Gedanken zu beſchäftigen, ohne darin zu leben, ſich mitunter einmal erſt hinſetzt und mühſam ſolche Gedanken, vielleicht auf dem Felde der Literatur, ſammelt, und ſie darauf zu einer wohl durchdachten Rede verarbeitet, die dann vortrefflich auswendig gelernt und vortrefflich gehalten wird, ſowohl hinſichtlich der Stimme und des Vortrags, als hinſichtlich der Armbewegungen. Nein, wie man in gut eingerichteten Häuſern nicht die Treppen hinunterzuſteigen braucht, um Waſſer zu holen, ſondern es mittelſt Hochdrucks ſchon oben hat und bloß den Hahn umdreht, ſo iſt Derjenige ein ächt chriſtlicher Redner, der, weil das Chriſtliche ſein Leben iſt, in jedem Augenblick die Beredtſamkeit, eben die wahre Beredtſamkeit, gegenwärtig, gerade bei der Hand hat; — doch folgt es natürlicherweiſe von ſelbſt, daß hiemit nicht den Schwätz-

ern der Ehrenplatz angewieſen werden ſoll, ob es auch noch ſo gewiß iſt, daß ſie ohne Vorbereitung ſchwatzen. Ferner, die Schrift ſagt: Ihr ſollt allerdinge nicht ſchwören, Eure Rede ſei Ja und Nein, was darüber iſt, das iſt vom Uebel: ſo giebts auch eine Kunſt der Beredtſamkeit, die vom Uebel iſt, wenn ſie zum Höchſten gemacht wird, da ſie das Niedere iſt. Denn die Predigt ſoll nicht entzweiend die Scheidung zwiſchen den Begabten und den nicht Begabten befeſtigen, ſie ſoll in des heiligen Geiſtes Einigkeit die Aufmerkſamkeit einzig und allein darauf lenken, daß gethan werde nach dem Geſagten. Du Einfältiger — und wäreſt Du auch der von Allen Beſchränkteſte — wenn Dein Leben das Wenige ausdrückt, was Du verſtanden haſt; Du redeſt mächtiger, als aller Redner Beredtſamkeit! Und Du, o Weib, ob Du auch ganz verſtummeſt in lieblichem Schweigen — wenn Dein Leben ausdrückt, was Du hörteſt: Deine Beredtſamkeit iſt mächtiger, wahrer, überzeugender, als aller Redner Kunſt!

So iſt es. Aber laßt uns Acht geben, daß wir nicht zu hoch greifen; denn daraus daß es wahr iſt, folgt noch nicht, daß wir es zu thun vermögen. Und Du, mein Zuhörer, Du wirſt bedenken, daß das Religiöſe, je höher genommen,

deſto ſtrenger wird; aber daraus folgt nicht, daß Du es tragen kannſt; Dir würde es vielleicht ſogar zum Aergernis und zum Verderben gereichen. Vielleicht bedarfſt Du gerade dieſe niedere Form des Religiöſen, daß eine gewiſſe Kunſt auf die Darſtellung verwandt wird, um es anziehender zu machen. Des ſtreng Religiöſen Leben iſt weſentlich Handlung — und ſeine Darſtellung ganz anders anpackend und faßend als die ſorgfältiger ausgearbeitete Rede. Mein Zuhörer, biſt Du dieſer Meinung, ſo nimm dies hin und lies es zu Deiner Erbauung. Nicht wegen meiner Vollkommenheit und nicht wegen Deiner Vollkommenheit iſt die Rede ſo ausgearbeitet, im Gegentheil, dies iſt, geiſtlich verſtanden, eine Unvollkommenheit und Schwäche. Ich bekenne, und ſogar Dir, meine Schwäche; nicht wahr, da wirſt Du auch, — nicht mir, nein nein, das wird ja gar nicht einmal von Dir verlangt, — aber Dir ſelber und Gott die deinige bekennen. Ach, wir, die wir uns doch Chriſten nennen, wir ſind, chriſtlich verſtanden, ſo verweichlicht, ſo weit davon entfernt, das zu ſein, was das Chriſtenthum doch von denen fordert, die ſich Chriſten nennen wollen: der Welt abgeſtorben, — kaum haben wir wohl einmal eine Vorſtellung von ſolchem Ernſt; wir können noch nicht des Künſtleri-

ſchen und ſeiner mildernden Wirkung entbehren, ihm entſagen, können nicht den wahren Eindruck der Wirklichkeit ertragen: nun, ſo laßt uns wenigſtens aufrichtig ſein und dieſes bekennen. Verſteht Jemand vielleicht nicht gleich, was ich hier ſage und meine: er ſei langſam zu urtheilen, er gebe Zeit, wir werden wohl näher auf die Sache kommen. Wer Du aber auch ſeieſt, o habe Zutrauen, gieb Dich hin; es kann ja nicht die Rede davon ſein, daß ich Gewalt brauchen könnte, ich, der Ohnmächtigſte von Allen, aber es ſoll auch nicht die geringſte Ueberredung oder Liſt oder Lockung angewandt werden, um Dich vielleicht ſo weit hinauszuführen, daß es Dich verdrießen möchte, Dich hingegeben zu haben (was doch gewiß eigentlich nicht der Fall ſein dürfte, und, wenn Dein Glaube größer wäre, es auch nicht ſein würde); glaube mir (ich ſage es zu meiner eigenen Beſchämung), auch ich bin nur allzu verweichlicht.

Ep. St. Jacobi Cap. 1, V. 22—27.

Seid aber Thäter des Worts, und nicht Hörer allein, damit Ihr Euch selbst betrüget. Denn so Jemand ist ein Hörer des Worts und nicht ein Thäter, der ist gleich einem Manne, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet: denn nachdem er sich beschauet hat, geht er von Stund an davon, und vergißt, wie er gestaltet war. Wer aber durchschauet in das vollkommene Gesetz der Freiheit, und darinnen beharret, und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Thäter, derselbe wird selig sein in seiner That. So aber sich Jemand unter euch lässet dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern verführt sein Herz, des Gottesdienst ist eitel. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten.

Gebet.

Vater im Himmel! Was iſt der Menſch, daß Du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß Du Dich ſeiner annimmſt — und in jeder Weiſe, in jeder Hinſicht! Wahrlich, in Nichts haſt Du Dich unbezeugt gelaſſen; und zuletzt gabſt Du ihm Dein Wort. Mehr konnteſt Du nicht thun; ihn zwingen, es zu benutzen, zu leſen oder zu hören, darnach zu thun, das konnteſt Du nicht wollen. O, und doch thuſt Du mehr. Denn nicht biſt Du wie ein Menſch; der gibt ſelten Etwas umſonſt, und giebt er etwas umſonſt, ſo will er wenigſtens keine Mühe davon haben. Dagegen Du, o Gott, Du giebſt Dein Wort als eine Gabe, das thuſt Du, unendlich Erhabener — und wir Menſchen haben Nichts zum Entgelt zu geben. Und findeſt Du dann nur einige Willigkeit bei dem Einzelnen, da biſt Du gleich bereit, und biſt zuerſt der, der mit mehr als menſchlicher, ja mit göttlicher Geduld ſitzt und mit dem Einzelnen buchſtabirt, daß er das Wort recht verſtehen möge; und dann biſt Du demnächſt der, der wieder mit mehr als menſchlicher, ja mit göttlicher Geduld, ihn gleichſam an der Hand faßt und ihm hilft, wenn er ſtrebt, darnach zu thun — Du unſer Vater im Himmel!

Die Zeiten ſind verſchieden; und, obſchon es oft mit den Zeiten geht, wie mit einem Menſchen: er verändert ſich ganz, aber es bleibt ebenſo arg mit ihm, nur in neuer Weiſe: ſo iſt's doch gleich-

wohl wahr, daß die Zeiten verſchieden ſind, und verſchiedene Zeiten fordern Verſchiedenes.

Es gab eine Zeit, wo das Evangelium, die „Gnade," in ein neues Geſetz verwandelt war, ſtrenger gegen die Menſchen, als das alte. Alles war peinlich, knechtiſch und unluſtig geworden, faſt als wäre — trotz dem Geſang der Engel beim Kommen des Chriſtenthums — keine Freude mehr weder im Himmel noch auf Erden. In kleinlicher Selbſtquälerei hatte man — ſo rächt ſich das! — Gott ebenſo kleinlich gemacht. Man ging ins Kloſter, man blieb da — ja, es iſt wahr, es war freiwillig, und doch war es Knechtſchaft, denn es war nicht in Wahrheit freiwillig, man war nicht ganz einig mit ſich ſelbſt, nicht froh darüber, dort zu ſein, nicht frei; doch hatte man auch nicht Freudigkeit, es ſein zu laſſen oder das Kloſter wieder zu verlaſſen und frei zu werden. Alles war Werk geworden. Und wie von ungeſunden Auswüchſen verdorben, von Heuchelei, eingebildeter Verdienſtlichkeit, Müſſiggang! Gerade darin lag der Fehler, nicht ſo ſehr in den Werken. Denn laßt uns nicht übertreiben, nicht den Irrthum einer vergangenen Zeit zu neuem Irrthum benutzen. Nein, nehmt dieſe Ungeſundheit und Unwahrheit weg von den Werken, und laßt uns dann nur die Werke behal-

ten in Aufrichtigkeit, in Demuth, in heilbringender Thätigkeit. So ſollte es nämlich mit dieſen Werken ſein, wie wenn ein kriegeriſcher Jüngling angeſichts eines gefahrvollen Unternehmens ſelbſt freiwillig kommt und den Oberſten bittet: „o darf ich da nicht auch mitgehen!“ Wenn auf dieſe Weiſe ein Menſch zu Gott ſagen würde, „o, darf ich nicht all meine Güter den Armen geben; nicht, daß es etwas Verdienſtliches ſein ſollte, nein, nein, ich erkenne tief gedemüthigt, daß, wenn ich einmal ſelig werde, ich es dann aus Gnaden werde ganz wie der Miſſethäter am Kreuze, aber darf ich's nicht thun, damit ich ganz für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter meinen Mitmenſchen wirken könne?“ — dann, ja dann iſt dies, daß ich mit Luther rede, trotz dem Teufel, den Blättern, dem geehrten Publicum, denn des Papſtes Zeit iſt ja jetzt vorbei, trotz aller klugen Männer und Frauen verſtändigen, geiſtlichen und weltlichen Einwendungen, dann iſt dies Gott wohlgefällig. Aber ſo war es nicht in der Zeit, von der wir reden.

Da trat ein Mann auf, Martin Luther, von Gott geſandt und mit dem Glauben; mit dem Glauben, denn wahrlich, dazu war Glaube nothwendig, oder durch Glauben ſetzte er den Glauben in ſeine Rechte ein. Sein Leben drückte die Werke aus,

laßt uns das nie vergeſſen, aber er ſagte: ein Menſch wird ſelig allein durch den Glauben. Die Gefahr war groß. Wie groß ſie in Luthers Augen war, dafür weiß ich keinen ſtärkeren Ausdruck, als daß er beſchloß: um Ordnung in die Sache zu bringen, muß der Apoſtel Jacobus zur Seite geſchoben werden. Denke Dir Luthers Ehrfurcht vor einem Apoſtel — und dann dies wagen zu müſſen, um dem Glauben zu ſeinem Rechte zu verhelfen!

Indeſſen, was geſchah? Es giebt beſtändig eine weltliche Sinnesart, die wohl den Namen eines Chriſten haben will, aber um ſo billigen Preis wie möglich Chriſt zu werden wünſcht. Dieſe weltliche Sinnesart wurde aufmerkſam auf Luther. Sie hörte, — aus Vorſicht hörte ſie noch einmal, daß ſie nicht falſch gehört haben möchte, darauf ſagte ſie: „vortrefflich, das iſt Etwas für uns; Luther ſagt, es kommt allein auf den Glauben an; daß ſein Leben die Werke ausdrücke, ſagt er ſelbſt nicht, und da er nun todt iſt, ſo hat das nichts mehr zu bedeuten. Alſo nehmen wir ſein Wort, ſeine Lehre — und wir ſind frei von allen Werken. Es lebe Luther! wer nicht liebt Weib, Wein und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Leben lang. Das iſt die Bedeutung des Lebens Luthers, dieſes Man-

nes Gottes, der das Christenthum zeitgemäß reformirte.“ Und ob auch nicht Alle ganz so weltlich mit Luthers Wort leichtfertig umgingen — es ist in jedem Menschen eine Geneigtheit vorhanden, entweder, wenn die Werke auch bleiben sollen, ein Verdienst haben zu wollen, oder, wenn Glaube und Gnade geltend gemacht werden sollen, dann auch, so weit möglich, ganz von den Werken frei sein zu wollen. Der Mensch, diese vernünftige Creatur Gottes, läßt sich wahrlich nicht zum Besten haben, ist nicht wie ein Bauer, der zu Markt kommt, er sieht sich vor. Nein, „Eins von Beiden,“ sagt der Mensch, „sollen's die Werke sein, wohl, dann muß ich mir auch den mir gesetzlich zukommenden Vortheil von meinen Werken ausbitten, daß sie verdienstlich sind. Soll's die Gnade sein, wohl, dann muß ich auch bitten, daß ich von den Werken frei werde, sonst ists ja nicht Gnade. Sollen's Werke sein und gleichwohl Gnade, das ist ja Tollheit.“ Ja wohl ist es Tollheit, das war das wahre Lutherthum auch, es war ja Christenthum. Die Forderung des Christenthums ist: Dein Leben solle so angestrengt wie möglich die Werke ausdrücken; dann wird noch Eins gefordert, daß Du Dich demüthigst und bekennst: aber es ist gleichwohl Gnade, daß ich selig werde. Man verab-

ſcheute den Irrthum des Mittelalters: das Verdienſtliche. Wenn man tiefer in die Sache hineinblickt, wird man leicht ſehen, daß man eine vielleicht noch höhere Vorſtellung davon hatte, daß die Werke verdienſtlich ſeien, als das Mittelalter; aber man brachte die „Gnade" ſo an, daß man ſich von den Werken freiſprach. Wenn man dann die Werke abgeſchafft hatte, konnte man doch nicht leicht in die Verſuchung kommen, die Werke, die man nicht that, für etwas Verdienſtliches anzuſehen. Luther wollte die Werke der „Verdienſtlichkeit" berauben, und ſie in eine andere Stellung bringen, nämlich ſo, daß ſie für die Wahrheit des Glaubens zeugen ſollten; die weltliche Sinnesart aber, die Luther aus dem Grunde verſtand, nahm die Verdienſtlichkeit fort — ſammt den Werken.

Und wo ſind wir jetzt? Ich bin „ohne Gewalt*);" Fern ſei es von mir, einen Einzigen zu richten. Aber da ich doch dieſe Sache aufgeklärt wünſche, ſo will ich mich ſelbſt vornehmen und mein Leben prüfen nach nur Einer lutheriſchen Ausſage über den Glauben: „der Glaube iſt ein unruhig Ding." Ich nehme denn an, daß

*) D. h. ohne Amtsgewalt, Keiner von den angeſtellten Geiſtlichen.

Luther aus ſeinem Grabe aufgeſtanden iſt; daß er ſchon mehrere Jahre, aber ungekannt, unter uns gelebt hat; daß er auf das Leben geachtet hat, welches von uns geführt wird, und, wie auf alle Andern, ſo auch auf mich aufmerkſam geweſen iſt. Ich nehme an, daß er nun eines Tages mich anredet und ſagt: „biſt Du ein Gläubiger, haſt Du den Glauben?“ Jeder, der mich als Schriftſteller kennt, wird wiſſen, daß ich doch vielleicht der wäre, der von Allen am beſten durch ein ſolches Examen kommen würde, denn ich habe ja beſtändig geſagt: „ich habe den Glauben nicht,“ — wie ein Vogel, der angſtvoll flieht vor einem Unwetter, ſo habe ich ausgedrückt, daß ich Unrath merke, „ich habe den Glauben nicht.“ Dies könnte ich alſo Luther ſagen, ihm ſagen: nein, lieber Luther, ich bin doch ſo ehrerbietig zu ſagen: „ich habe den Glauben nicht.“ Doch das will ich nicht geltend machen, ſondern, wie alle Andern ſich Chriſten und Gläubige nennen, ſo will ich auch ſagen: „ich bin ein Gläubiger,“ denn ſonſt erhalte ich ja über das keine Aufklärung, was ich aufgeklärt wünſche. Alſo ich antworte: „ja, ich bin ein Gläubiger.“ „Wie,“ antwortet Luther, „davon habe ich Dir Nichts angemerkt, und ich habe doch auf Dein Leben geachtet. Du weißt, der Glaube iſt ein unruhig Ding. Wo hat der

Glaube, von dem Du ſagſt, daß Du ihn habeſt, Dich unruhig gemacht; wo haſt Du für die Wahrheit gezeugt und wo gegen die Unwahrheit; welche Opfer haſt Du gebracht, was von Verfolgung erlitten für Dein Chriſtenthum; und daheim in Deinem häuslichen Leben, wo iſt Deine Selbſtverläugnung und Entſagung zu merken geweſen?" „Ja, aber, lieber Luther, ich kann Dir verſichern, ich habe den Glauben." „Verſichern, verſichern, was iſt das für eine Rede? Den Glauben betreffend bedarf es keiner Verſicherung, falls man ihn hat, denn der Glaube iſt ein unruhig Ding, und gleich zu merken; und keine Verſicherung kann helfen, falls man ihn nicht hat." Ja, aber glaube mir doch nur, ich kann Dir ſo feierlich wie möglich verſichern . . . ." „Ach halt doch ein mit dem Geſchwätz, was kann Deine Verſicherung nützen!" „Ja, aber wenn Du doch nur eine von meinen Schriften leſen wollteſt, ſo würdeſt Du ſehen, wie ich den Glauben darſtellen kann; ſo weiß ich denn auch, ich muß ihn haben." „Ich glaube, der Menſch iſt toll! Wenn dem ſo iſt, daß Du den Glauben darſtellen kannſt, ſo beweiſt das nur, daß Du ein Dichter biſt, und wenn Du es gut machſt, daß Du ein guter Dichter biſt, aber es beweiſt Nichts weniger, als daß Du ein Gläubiger biſt. Vielleicht

kannſt Du auch weinen, wenn Du den Glauben darſtellſt; das würde dann beweiſen, daß Du ein guter Schauſpieler wäreſt; Du erinnerſt Dich wohl der Geſchichte von dem Schauſpieler im Alterthum, der in dem Grade das Gerührtſein darzuſtellen vermochte, daß er ſogar weinte, wenn er vom Theater nach Hauſe kam, und mehrere Tage nachher weinte — das bewies nur, daß er ein guter Schauſpieler war. Nein, mein Freund, der Glaube iſt ein unruhig Ding; er iſt Geſundheit, aber ſtärker und heftiger als das hitzigſte Fieber, und wie es nicht hilft, daß ein Kranker verſichert: ich habe das Fieber nicht, wenn der Arzt es am Pulſe fühlt, und andrerſeits, daß ein Geſunder ſagt: ich habe Fieber, wenn der Arzt am Pulſe fühlt, daß es nicht wahr iſt — ebenſo, wenn man nicht den Puls des Glaubens in Deinem Leben fühlt, ſo haſt Du auch den Glauben nicht. Wenn man dagegen des Glaubens Unruhe als Deines Lebens Puls vernimmt, ſo kann von Dir geſagt werden, Du habeſt den Glauben und Du „zeugeſt" vom Glauben. Und das heißt dann wieder im eigentlichen Sinne predigen; denn predigen heißt weder den Glauben in Büchern darſtellen, noch ihn in „ſtillen Stunden" als Redner darſtellen, — es ſollte ja, wie ich in einer Predigt geſagt habe, eigentlich „nicht in der Kirche, ſondern

auf der Gaſſe gepredigt werden", — und der Prediger ſoll auch nicht ein Redner ſein, ſondern ein Zeuge, das heißt: „der Glaube, dies unruhige Ding, ſoll in ſeinem Leben erkennbar ſein."

Ja, der Glaube iſt ein unruhig Ding. Laß mich, um doch in dieſer Hinſicht ein wenig aufmerkſam zu machen, des Glaubens Unruhe in einem ſolchen Glaubenshelden oder Wahrheitszeugen darſtellen. So nimm die Wirklichkeit vor Augen; die iſt ja da in jedem Augenblick. Dieſe Tauſende und aber Tauſende und Millionen, ſie gehen Jeder ſeinen Geſchäften nach: der Beamte den ſeinigen, der Gelehrte den ſeinigen, der Künſtler den ſeinigen, der Gewerbtreibende den ſeinigen, der Verläumder den ſeinigen, und der Müſſiggänger, nicht minder in Anſpruch genommen, den ſeinigen, und ſo weiter, Jeder geht ſeinen Geſchäften nach in dieſem bunten Spiel der Mannigfaltigkeit, aus dem die Wirklichkeit beſteht. Inzwiſchen ſitzt, wie Luther in einer Kloſterzelle, oder auf einem abgelegenen Zimmer, kurz für ſich allein ein einſamer Menſch in Furcht und Zittern und vieler Anfechtung. Ein einſamer Menſch! Ja, es iſt Wahrheit. Es iſt Unwahrheit, was dieſe Zeiten erfunden haben, daß die Majorität, die Menge, oder das geehrte gebildete Publicum es ſei, von dem Reformationen ausgehen

— das heißt religiöſe Reformationen, denn in der Straßenbeleuchtung und im Fuhrweſen gehen ſie doch vielleicht am beſten vom Publicum aus; aber daß eine religiöſe Reformation vom Publicum ausgehe, iſt Unwahrheit, und, chriſtlich geredet, eine aufrühreriſche Unwahrheit. Alſo da ſitzt ein einſamer Menſch in Anfechtung. Vielleicht genieße ich doch einige Anerkennung bei der Gegenwart als Seelenkundiger; ich kann bezeugen, ich habe Menſchen geſehen, von welchen ich ſagen darf: ſie ſind gewiß Verſuchungen ſehr ausgeſetzt geweſen; aber noch nie habe ich Jemand geſehen, von dem ich ſagen durfte: er hat die Anfechtung erduldet. Und doch, ein Jahr der Verſuchung ausgeſetzt zu ſein, iſt Nichts gegen eine Stunde Anfechtung. So ſitzt denn jener einſame Menſch da; er ſitzt, oder, wenn du willſt, er geht vielleicht die Diele auf und ab, wie der gefangene Löwe im Käfig; und doch, es iſt zu verwundern, worin er gefangen iſt, er iſt von Gott und durch Gott in ſich ſelber gefangen. — Nun ſoll das in die Wirklichkeit eingeführt werden, wofür er in der Anfechtung gelitten hat. Glaubſt Du, daß er Luſt dazu hat? Wahrlich, Jeder, der dieſe Wege jubelnd gegangen kommt, ſei überzeugt, er iſt nicht berufen. Es iſt Keiner unter den Berufenen, der nicht am liebſten hätte davon frei ſein

wollen. Keiner, der nicht für ſich gebeten hätte, wie ein Kind für ſich bitten und betteln kann; aber es half nichts, er muß vorwärts. — So weiß er, indem er nun den Schritt thut, wird ſich das Entſetzen erheben *). Wer nicht berufen iſt — dem wird, indem das Entſetzen ſich erhebt, ſo angſt, daß er zurück flieht. Aber der Berufene — o, mein Freund, nur zu gern möchte er zurück, ſchaudernd vor dem Entſetzen; aber wie er ſich ſchon umgedreht hat, um zu fliehen, ſieht er — er ſieht den noch größern Schrecken, der hinter ihm iſt, den Schrecken der Anfechtung; er muß vorwärts — ſo geht er denn vorwärts; er iſt nun ganz ruhig, denn der Schrecken der Anfechtung iſt ein furchtbarer Zuchtmeiſter, der wohl Muth geben kann. Das Entſetzen erhebt ſich. Alles, was ganz der Wirklichkeit angehört, waffnet ſich gegen dieſen Mann der Anfechtungen, dem man doch nicht bange machen kann, und wunderbar genug, gerade weil ihm ſo bange iſt — vor Gott; ſie greifen ihn an, haſſen ihn, verfluchen ihn. Die Wenigen, die ihm ergeben ſind, rufen ihm zu: „o ſchone dein ſelbſt, Du machſt Dich und uns alle unglücklich, ſo halt nun inne, laß nicht das Entſetzen ſich ſtärker erhe-

*) Nach Matth. 7, 28. Marc. 1, 22. A. d. Ueb.

ben, hemme das Wort, das Dir auf der Lippe ſchwebt, rufe lieber das letzte zurück.“ O, m. Z., der Glaube iſt ein unruhig Ding.

So predige ich denn vielleicht Tumult, allgemeine Umwälzung, Unordnung? Wahrlich, nein. Wer meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit nicht kennt, muß ſich mit dieſer Verſicherung begnügen. Wer meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit kennt, muß wiſſen, daß ich in entgegengeſetzter Richtung gearbeitet habe.

Aber in chriſtlichem Sinne giebt es zwei Arten der Unordnung. Die eine iſt der Tumult, der Lärm des äußerlichen Weſens. Die andere Unordnung iſt die Todtenſtille, das Ausgeſtorbenſein; und dieſe iſt vielleicht die gefährlichſte.

Gegen die habe ich gewirkt, und gewirkt um Unruhe zur Verinnerlichung zu wecken. Laß mich genau beſtimmen, wo ich, ſo zu ſagen, bin. Es iſt unter uns ein hochwürdiger Greis, der oberſte Geiſtliche dieſer Kirche *); was er, was ſeine „Predigt“ gewollt hat, daſſelbe iſt es, was ich will, nur mit ſchärferer Betonung, was in der Verſchiedenheit meiner Perſönlichkeit liegt, und was die Verſchiedenheit der Zeit erfordert. Es gibt unter

*) Der 1854 verſtorbene Biſchof Mynſter.
A. d. Ueb.

uns Einige, die darauf Anſpruch machen, im ſtrengſten Sinne des Wortes Chriſten zu ſein: an ſie habe ich mich nicht anſchließen können. Theils meine ich, daß ihr Leben nicht dem Maßſtabe entſpricht, den ſie ſelbſt beanſpruchen oder den anzulegen ſie Andre nöthigen, indem ſie ſo ſtark betonen, daß ſie Chriſten ſind — doch dies iſt mir das minder Wichtige; theils bin ich zu wenig Chriſt, um mich an Jemand anſchließen zu dürfen, der ſolchen Anſpruch macht. Bin ich auch vielleicht ein wenig — ja wäre ich auch ſogar bedeutend weiter gefördert als Verſchiedene unter uns, die dem Durchſchnitt angehören, ich bin nur im Dichteriſchen weiter gefördert, das heißt, ich weiß beſſer, was Chriſtenthum iſt, weiß es beſſer darzuſtellen; aber dies iſt, denke an das was Luther mir ſagte! ein gar unweſentlicher Unterſchied. Weſentlich gehöre ich dem Durchſchnitt an. Und hier iſt's, wo ich gearbeitet habe, um Unruhe zur Verinnerlichung zu wecken.

Denn in chriſtlichem Sinne giebt es zwei Arten wahrer Unruhe. Erſtens die Unruhe in den Glaubenshelden und Wahrheitszeugen, welche darauf abzielt, das Beſtehende zu reformiren. So weit habe ich mich nie hinausgewagt, das iſt Nichts für mich; und ſofern Jemand in der Gegenwart ſchei-

nen konnte, ſich gar ſo weit hinauswagen zu wollen, war ich nicht abgeneigt, gegen ihn zu kämpfen, um dazu beizutragen, daß es offenbar werden möchte, ob er der Berechtigte ſei. Die andere Art Unruhe iſt die auf Verinnerlichung abzielende. So iſt ja auch ein wahres Verliebtſein ein unruhig Ding; aber es fällt dem Liebenden nicht ein, das Beſtehende verändern zu wollen.

Für dieſe auf Verinnerlichung abzielende Unruhe habe ich gearbeitet. Aber „ohne Gewalt". Anſtatt mich ſelbſt leer aufgeblaſen für einen Wahrheitszeugen auszugeben, und auch Andre zu veranlaſſen, vermeſſen daſſelbe ſein zu wollen, bin ich ein einfacher Dichter, der durch die Ideale zu rühren ſucht. Dies aber etwa auf folgende Art, damit ich gleich ein Beiſpiel gebe, und zugleich zeige, wie ich u. A. auch die Glaubenshelden benutze. Du, m. Z., Du nennſt Dich ja einen Chriſten. Nun, und Du weißt, daß, was das Gewiſſeſte von Allem, aber zugleich das Ungewiſſeſte iſt: der Tod, daß der auch Dir ſich einmal nahen wird, und daß es Dein Tod wird. Doch Du biſt ein Chriſt: Du hoffſt alſo und glaubſt, daß Du ſelig werdeſt, ebenſo ſelig, wie irgend ein Wahrheitszeuge oder einer von des Glaubens Helden, die doch nach einem ganz andern Maßſtabe es haben erkaufen müſſen, Chriſt

zu ſein. Vielleicht würde daher auch Einer, der Amtsgewalt hätte, hier anders zu Dir ſprechen, Dir zum Entſetzen ſagen, daß Du in einem Wahne ſeieſt mit deiner Meinung Chriſt zu ſein, und daß Du zur Hölle fährſt. Fern ſei es von mir, dies als eine Uebertreibung deſſen, der Gewalt hat, darzuſtellen, nein, ich verſtehe es nur allzuwohl, welche Anſtrengung erfordert wird, um wagen zu dürfen, ein ſolches Entweder-Oder auf einen Andern anzuwenden. Aber ich, dem keine Gewalt gegeben iſt, ich darf nicht ſo ſprechen; ich glaube daß Du ebenſo ſelig werden wirſt, wie irgend ein Wahrheitszeuge, irgend einer von des Glaubens Helden. Aber dann ſage ich zu Dir: halte nun einmal Dein Leben und das Leben eines Solchen neben einander. Bedenke, was er hat opfern müſſen, er, der Alles opferte, das, was zu opfern, im erſten Augenblick am ſchwerſten wird, und das, was geopfert zu haben, auf die Länge am ſchwerſten wird! Bedenke, was er gelitten hat, wie ſchmerzlich und wie langwierig! O, wenn Du glücklich lebſt in einer geliebten Heimath, wenn Dein Weib Dir anhanget von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, wenn Du Freude haſt an Deinen Kindern: bedenke, was es doch heißen will, ſo Tag für Tag in dieſem Frieden und dieſer Ruhe zuzubringen, die wohlthätig iſt für

die Seele eines Menſchen, wohlthätiger, als die ſchwache Beleuchtung des ſpäteren Nachmittages für den, deſſen Augen ſchmerzen: und bedenke, daß dies Dein tägliches Leben iſt — und dann denke an den Wahrheitszeugen! Und wenn Du lebſt, nicht in Müſſiggang, keineswegs, aber ſo, daß Deine Thätigkeit, die Deine Zeit, Deinen Fleiß, Deine Kraft in Anſpruch nimmt, ſie doch nur ſo in Anſpruch nimmt, daß ſowohl Ruhe genug von der Arbeit da iſt, als auch die Arbeit ſelbſt manchmal als ein Zeitvertreib erfriſcht; und wenn Du lebſt, wo nicht in Ueberfluß, doch ſo, daß Du Dein reichliches Auskommen haſt; und wenn Du Zeit haſt zu ſo manchem Genuß, der erquickend die Zeit ausfüllt und neue Lebensluſt giebt, und wenn, kurz und gut, Dein Leben ein ſtiller täglicher Genuß iſt — o, ſein Leben war ein tägliches peinliches Leiden: und dann ſterbet Ihr beide, und Ihr werdet Einer ſo ſelig wie der Andre! Und wenn Du in glücklicher Verborgenheit Dich des Lebens freuen kannſt, ungeſtört und unbemerkt dahin gehen und ganz Dir ſelbſt ſein darfſt; und wenn Du, grade weil Du unbemerkt lebſt, ſo oft Gelegenheit bekommſt, die Menſchen von ihrer beſſeren, ihrer guten, ihrer liebenswürdigen Seite kennen zu lernen; und wenn Du, unter der Menge verkehrend, ent-

weder dem Fremden begegneſt der Dich gar nicht kennt, oder dem wohlwollenden theilnehmenden Blicke derer, die Dich kennen; und wenn Du, wo Du Gelegenheit findeſt, einem andern Menſchen einen Dienſt, eine Wohlthat zu erweiſen, mit ſo viel Freude belohnt wirſt, daß es die Frage iſt, ob Du nicht Dir ſelbſt einen Dienſt, eine Wohlthat erweiſeſt; und wenn Du, leichtverſtehend Dein Leben, mit dem Andern leicht im Verſtändnis biſt, und auch leicht verſtanden wirſt: o, er mußte Tag aus Tag ein, was von einem ſolchen Wirken unzertrennlich iſt, ſich gleichſam verzehren und freſſen laſſen von dieſer Faſelei der Menſchen, die, ſtets hungrig, ſtets nach Etwas begehren, wovon ſie ſchwatzen können; er war Jahr aus Jahr ein täglich veranlaßt ja gezwungen, die Menſchen von der, milde geſprochen, beſtialiſchen Seite, mitunter von der Seite des tiefen Verderbens kennen zu lernen, er mußte fort und fort ſich überzeugen, daß er von Jedem gekannt ſei, und dies daran erkennen, daß er in den Blicken eines Jeden dem Unwillen, dem Widerſtande, der Verbitterung, dem Hohne begegnete, er that einer ganzen Gegenwart wohl, und ihm wurde mit den Verwünſchungen einer ganzen Gegenwart gelohnt; in den Qualen der Anfechtung mußte er das Verſtändnis ſeines Lebens erwerben, und dann mußte er mühſam Tag für Tag

ſich durch alle Misverſtändniſſe der Mitlebenden und durch alle Qualen dieſer Misverſtändniſſe hindurcharbeiten; — — dann ſterbet Ihr beide, und Ihr werdet Einer ſo ſelig wie der Andere! Bedenke dies, und nicht wahr, dann wirſt Du zu Dir ſelbſt ſagen, was ich zu mir ſage: ſei es, daß ich mich nun wirklich nicht ſo weit hinauswagen ſoll, oder daß ich mich ſelbſt verhätſchele und mich gar nicht hinauswage: Eines will ich thun, und ob ich auch im Uebrigen noch ſo viel zu thun hätte, ich will Zeit finden, dieſer herrlichen Männer Tag für Tag zu gedenken. O, mir ſcheint, daß es doch ein himmelſchreiendes Unrecht iſt, daß wir einer ſo ſelig werden wie der Andere! Aber jedenfalls, mein Leben ſoll eine Erinnerung an ſie ſein! — Und ſiehe, da haſt Du gleich ein Beiſpiel einer Bewegung, welche Unruhe zur Verinnerlichung iſt.

Und dieſe Unruhe, ſie iſt das Geringſte, die mildeſte, die unterſte Form der Frömmigkeit. Und doch glaubſt Du, wir ſeien ſo vollkommen, daß wir nicht bedürfen, daß in der Hinſicht gearbeitet werde? Erinnere Dich wie es mir mit Luther ging! Ob es den Andern ebenſo gehen würde, wenn Luther zu ihnen käme, daß weiß ich nicht.

Aber denke Dir Luther in unſrer Zeit, aufmerkſam auf unſern Zuſtand, glaubſt Du nicht, er

würde ſagen, wie er in einer Predigt ſagt: „Die Welt iſt wie ein betrunkener Bauer, wenn man ihm von der einen Seite auf's Pferd hilft, ſo fällt er von der andern wieder herunter.“ Glaubſt Du nicht, er würde ſagen: der Apoſtel Jakobus muß ein wenig hervorgezogen werden, nicht wegen der Werke im Gegenſatz zum Glauben, nein, nein, das war doch auch nicht die Meinung des Apoſtels, ſondern wegen des Glaubens, um, wo möglich, zu bewirken, daß das Bedürfnis der „Gnade“ tief gefühlt werde in wahrer demüthiger Innigkeit, und um, wo möglich, zu verhindern, daß mit der „Gnade“, daß mit Glauben und Gnade als dem allein Rechtfertigenden und allein Seligmachenden nicht ganz leichtfertig umgegangen und ſie zum Schalksdeckel ſogar für eine raffinirte Weltlichkeit gemacht werden. Luther — dieſer Mann Gottes, dieſe ehrliche Seele! — überſah oder vergaß doch vielleicht ein gewiſſes Etwas, was eine ſpätere, was beſonders unſre Zeit vielleicht allzuſehr einſchärft. Er vergaß — noch einmal, Du Ehrlicher! — er vergaß, was ſelbſt zu wiſſen er zu ehrlich war, nämlich welche ehrliche Seele er ſelbſt war, was ich aber, und nicht um meiner Tugend, ſondern um der Wahrheit willen, hervorheben muß. Das Lutheriſche Princip iſt vortrefflich, es iſt die Wahr-

heit; ich habe gegenüber dieſem vortrefflichen Lutheriſchen Principe nur ein Bedenken. Daſſelbe betrifft nicht das Lutheriſche Princip, nein es betrifft mich ſelbſt: daß ich mich nämlich überzeugt habe, daß ich nicht eine ehrliche Seele, ſondern ein ſchlauer Kerl bin. So wird es denn gewiß am richtigſten ſein, auf den Unterſatz (die Werke, die Exiſtenz, das Zeugen und Leiden für die Wahrheit, die Werke der Liebe u. ſ. w.), auf den Unterſatz im Lutheriſchen Princip ein wenig genauer zu achten. Nicht als ſollte nun der Unterſatz zum Oberſatz gemacht, der Glaube und die Gnade abgeſchafft oder heruntergeſetzt werden, das verhüte Gott, — nein, grade wegen des Oberſatzes, und dann, weil ich ein Solcher bin, wie ich bin, wird es gewiß am richtigſten ſein, etwas genauer auf den Unterſatz im Lutheriſchen Princip zu achten; — denn gegenüber „ehrlichen Seelen" braucht Nichts gethan zu werden.

Und Jakobus ſagt: ſeid nicht allein Hörer des Worts, ſondern Thäter.

Doch um Thäter zu werden, muß man ja erſt Hörer oder Leſer ſein, was Jakobus auch ſagt.

Und nun ſtehen wir bei unſerm Texte.

So wollen wir denn davon reden:

Was erforderlich iſt, um ſich mit wahrem Segen im Spiegel des Wortes zu betrachten.

Erſtens iſt erforderlich, daß Du nicht den Spiegel anſiehſt, den Spiegel betrachteſt, ſondern Dich ſelbſt im Spiegel ſiehſt.

Dieſes ſcheint ſo einleuchtend, daß man glauben ſollte, es brauchte kaum geſagt zu werden. Doch thut es gewiß noth; und was mich in dieſer Meinung beſtärkt, iſt dies, daß dieſe Bemerkung nicht von mir ſelber iſt, auch nicht von Einem, den wir heut zu Tage einen frommen Mann nennen würden, einem Manne, der etwa einige fromme Stimmungen hat, ſondern von einem Wahrheitszeugen, einem Blutzeugen, und ſolche Herrliche ſind wohl unterrichtet.

Er warnt gegen das Verſehen, daß man den Spiegel betrachte, ſtatt ſich ſelbſt im Spiegel zu ſehen. Ich benutze nur die Bemerkung, und frage Dich dann, m. Z., iſt ſie nicht wie auf unſre Zeiten und unſre Verhältniſſe, und überhaupt auf die ſpäteren Zeiten der Chriſtenheit gemünzt?

Denn „das Wort Gottes" iſt ja der Spiegel: aber, aber — — o, unüberſehbare Weitläuftigkeit! wie viel gehört im ſtrengeren Sinne zum „Worte Gottes", welche Bücher ſind ächt, ſind ſie auch von den Apoſteln, und ſind dieſe auch glaubwürdig, ha-

ben ſie Alles ſelbſt geſehen, oder vielleicht Verſchiedenes doch nur von Anderen gehört? und nun die Lesarten, 30,000 verſchiedene Lesarten! und dann dieſer Zuſammenlauf und dies Gedränge von Gelehrten und von Meinungen, von gelehrten und und ungelehrten Meinungen darüber, wie die einzelne Stelle zu verſtehen ſei . . . nicht wahr, das ſieht etwas weitläuftig aus! Das Wort Gottes iſt der Spiegel — ich ſoll, indem ich leſe oder höre, mich im Spiegel ſehen: aber ſieh, die Geſchichte mit dem Spiegel verwirrt ſich ſo, daß ich wohl nie dazu komme, mich zu ſpiegeln — wenigſtens nicht, wenn ich den Weg einſchlage. Faſt könnte man verſucht werden, anzunehmen, daß hier ein Theil menſchlicher Argliſt mit im Spiele ſei, ach, und wahr iſt es, wir Menſchen ſind im Verhältnis zu Gott und dem Göttlichen und der gottesfürchtigen Wahrheit ſo argliſtig; es verhält ſich gar nicht ſo, wie wir wohl zu einander ſprechen: daß wir ſo gern den Willen Gottes thun wollten, wenn wir ihn nur erfahren könnten; faſt alſo könnte man verſucht werden, anzunehmen, daß dies Argliſt ſei, daß wir Menſchen nicht gern daran wollen, uns in jenem Spiegel zu ſehen, und daß wir darum alles dies erfunden haben, was den Spiegel unbrauchbar zu machen droht, alles dies, was wir

dann mit dem lobpreiſenden Namen gelehrten und gründlichen und ernſtlichen Forſchens und Sinnens ehren.

M. Z., wie hoch hältſt Du das Wort Gottes? Sage nun nicht, Du halteſt es ſo hoch, daß kein Ausdruck es bezeichnen könne; denn man kann auch in ſo hohen Ausdrücken reden, daß man gar Nichts ſagt. Laß uns daher, damit wir zu Etwas kommen, ein einfaches menſchliches Verhältnis nehmen; hältſt Du Gottes Wort höher, um ſo viel beſſer.

Denke Dir einen Liebenden, der von der Geliebten einen Brief empfangen hat — ſo theuer, wie dieſer Brief dem Geliebten iſt, nehme ich an, daß Dir das Wort Gottes ſei; wie der Liebende dieſen Brief lieſt, ſo nehme ich an, daß Du leſeſt, und daß Du meineſt, das Wort Gottes leſen zu müſſen.

Doch vielleicht ſagſt Du: „ja, aber die heilige Schrift iſt in einer fremden Sprache geſchrieben.“ Es ſind doch wohl eigentlich zunächſt die Gelehrten, welche die heilige Schrift in der Grundſprache zu leſen brauchen; aber willſt Du's nicht anders, willſt Du daran feſthalten, daß Du die Schrift in der Grundſprachen leſen mußt: nun wohl wir können gut bei dem Bilde von dem Briefe der Geliebten bleiben, nur fügen wir eine kleine Beſtimmung hinzu.

Ich nehme denn an, daß dieſer Brief von der Geliebten in einer Sprache geſchrieben ſei, die der Liebende nicht verſteht; und es iſt Keiner an dem Orte, der ihm denſelben überſetzen könnte, und vielleicht würde er nicht einmal ſolche Hülfe wünſchen, um nicht einen Fremden in ſeine Geheimniſſe einzuweihen. Was thut er? Er nimmt ein Wörterbuch, begiebt ſich daran, den Brief durchzubuchſtabiren, ſchlägt jedes Wort auf, um darauf eine Ueberſetzung zuwege zu bringen. Laß uns annehmen, daß wie er mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſitzt, ein Bekannter zu ihm hereinkommt. Er weiß, daß dieſer Brief gekommen iſt; indem er auf den Tiſch hinſieht, ſieht er ihn da liegen, und ſagt: „nun, Du ſitzeſt und lieſeſt den Brief, den Du von Deiner Geliebten bekommen haſt" — was meinſt Du, daß der Andre ſagen werde? Er antwortet: „biſt Du von Sinnen? glaubſt Du, daß heiße einen Brief von der Geliebten leſen! Nein, mein Freund, ich ſitze hier in Mühe und ſaurem Schweiß, um mit Hülfe eines Wörterbuchs ihn zu überſetzen; mitunter bin ich nahe daran, vor Ungeduld zu vergehen, das Blut ſteigt mir zu Kopf, daß ich das Wörterbuch auf die Diele werfen möchte — und das nennſt Du leſen, willſt du meiner ſpotten! Nein, bald bin ich, Gott ſei Dank, mit der Ueberſetzung fertig,

und dann, ja dann, dann will ich daran, den Brief der Geliebten zu leſen, das iſt etwa ganz Anderes — doch, mit wem rede ich .... dummer Menſch, geh mir aus den Augen, ich mag Dich nicht ſehen, daß Du darauf verfallen konnteſt, in dem Grade die Geliebte und mich zu beleidigen, daß Du das einen Brief von ihr leſen nannteſt! Und doch, bleibe, bleibe, Du weißt wohl, es iſt nur mein Scherz, ja ich ſähe ſogar ſehr gerne, daß Du bliebeſt, aber, aufrichtig geſprochen, ich habe keine Zeit, es iſt noch etwas übrig zu überſetzen, und mich verlangt mit ſolcher Ungeduld darnach, zum Leſen zu kommen — darum, werde nicht böſe, aber geh, daß ich fertig werde."

Alſo, der Liebende macht in Beziehung auf den Brief der Geliebten einen Unterſchied zwiſchen Leſen und Leſen, zwiſchen dem Leſen mit Wörterbuch und dem Leſen des Briefes der Geliebten. Das Blut ſteigt ihm zu Kopf vor Ungeduld, wenn er ſitzt und ſich abmüht bei dem Leſen mit dem Wörterbuch, er wird wie raſend, da ſein Freund wagt, dies gelehrte Leſen ein Leſen des Briefes der Geliebten zu nennen. Nun iſt er fertig mit der Ueberſetzung — nun lieſt er den Brief der Geliebten. Er betrachtete dieſe ganze, wenn Du ſo willſt, gelehrte Vorarbeit als ein nothwendiges Uebel, um

dazu kommen zu können — den Brief der Geliebten zu leſen.

Laß uns nicht zu früh dies Bild aufgeben. Laß uns annehmen, dieſer Brief der Geliebten enthielte nicht bloß, wie ſolche Briefe gewöhnlich thun, den Ausdruck eines Gefühls, ſondern es wäre ein Wunſch darin ausgeſprochen, Etwas, wovon die Geliebte wünſchte, daß der Liebende es thun ſolle. Es wäre, laß uns das annehmen, viel, was von ihm gefordert würde, ſehr viel, es wäre, würde jeder Dritte ſagen, guter Grund vorhanden, ſich zu bedenken: aber der Liebende — in derſelben Secunde eilt er davon, um den Wunſch der Geliebten zu erfüllen! Laß uns annehmen, daß nach Verlauf einiger Zeit die Liebenden zuſammenträfen, und die Geliebte ſagte: „aber, Lieber, das hatte ich ja gar nicht von Dir verlangt, Du mußt das Wort verkehrt verſtanden oder verkehrt überſetzt haben" — glaubſt Du, es würde den Liebenden nun verdrießen, daß er, anſtatt gleich in derſelben Secunde zu eilen, dem Wunſche nachzukommen, nicht zuerſt ſich einige Bedenken gemacht hatte, und dann vielleicht noch ein paar Wörterbücher zu Rath gezogen, dann mehr Bedenken bekommen, und dann vielleicht das Wort richtig überſetzt hatte, und alſo frei geweſen wäre — glaubſt Du, dieſes ſein Verſehen würde

ihn verdrießen, glaubſt Du, er würde der Geliebten weniger gefallen? Denke Dir ein Kind, recht ein ſolches, welches man einen wackeren und tüchtigen Schüler nennt; nachdem der Lehrer den Kindern eines Tages die Lection für den nächſten Tag aufgegeben hat, ſagt er: laßt mich nun ſehen, daß ihr morgen Eure Sachen gut könnt. Auf unſern wackeren Schüler macht das einen tiefen Eindruck. Er kommt von der Schule nach Hauſe, — flugs an die Arbeit! Aber er hat nicht ganz genau nachgehört, wie viel ihnen aufgegeben iſt; was thut er? Dieſe Ermahnung des Lehrers iſt es, die auf ihn Eindruck gemacht hat, er lernt wohl doppelt ſo weit, als ihm, wie es ſich zeigt, wirklich aufgegeben iſt: glaubſt Du, der Lehrer wird ihn weniger gern haben, weil er eine doppelt ſo große Lection ganz ausgezeichnet weiß? Denke Dir einen andern Schüler: er hörte auch des Lehrers Ermahnung, er hatte auch nicht genau zugehört, wie viel ihnen aufgegeben ſei. Als er nach Hauſe kam, ſagte er: ich muß erſt erfahren, wie viel uns aufgegeben iſt. So ging er denn zu einem ſeiner Kameraden; der war nicht zu Hauſe, dann zu einem andern; der war auch nicht zu Hauſe, dagegen kam er ins Geſpräch mit einem älteren Bruder deſſelben — und ſo kam er nach geraumer Zeit nach Hauſe, und da

war die Zeit vergangen, und aus dem Arbeiten wurde gar Nichts!

Alſo, der Liebende machte in Beziehung auf den Brief der Geliebten einen Unterſchied zwiſchen Leſen und Leſen, ferner verſtand er es mit dem Leſen ſo, daß, wenn ein Wunſch im Briefe ausgeſprochen war, er ſogleich anfangen müßte, ihn zu erfüllen, und daß nicht eine Secunde zu verlieren wäre.

Nun denke an das Wort Gottes. Wenn Du das Wort Gottes gelehrt lieſt — wir ſetzen nicht die Gelehrſamkeit herab, nein ganz und gar nicht — aber erinnere Dich wohl: wenn Du das Wort Gottes gelehrt lieſt, mit Wörterbuch u. ſ. w., ſo lieſt Du nicht das Wort Gottes — erinnere Dich an den Liebenden, der da ſagte: „das heißt nicht den Brief der Geliebten leſen.“ Biſt Du denn nun ein Gelehrter, ſo hüte Dich doch ja, daß Du nicht über all dies gelehrte Leſen, was nicht Gottes Wort leſen heißt, vergiſſeſt, das Wort Gottes zu leſen. Biſt Du nicht gelehrt, o, beneide Jenen nicht, freue Dich, daß Du gleich daran kommen kannſt, das Wort Gottes zu leſen! Und iſt da nun ein Wunſch, ein Gebot, ein Befehl, ſo — erinnere Dich an den Liebenden! — flugs von dannen, um darnach zu thun! „Aber, ſagſt Du vielleicht, es ſind ſo viele dunkle Stellen in der heiligen

Schrift, ganze Bücher, die faſt wie Räthſel ſind.“ Hierauf würde ich antworten: wenn ich mich auf dieſe Einwendung einlaſſen ſollte, müßte ſie von Einem gemacht werden, deſſen Leben ausdrückt, daß er genau allen den Stellen nachgekommen wäre, die leicht zu verſtehen ſind; iſt dies der Fall mit Dir? Doch ſo würde der Liebende es mit dem Briefe machen, wenn dunkle Stellen, aber auch deutlich ausgeſprochene Wünſche in ihm wären; er würde ſagen: „ich muß flugs dem Wunſche nachkommen, dann will ich ſehen, wie es mit den dunkeln Stellen wird; aber wie könnte ich mich wohl hinſetzen und über die dunkeln Stellen grübeln und den Wunſch unerfüllt laſſen, den Wunſch, den ich deutlich verſtand!“ Das heißt, wenn Du das Wort Gottes lieſt: was Dich verpflichtet, ſind nicht die dunkeln Stellen, ſondern das, was Du verſtehſt, und dem haſt Du augenblicklich nachzukommen. Wäre es nur eine einzige Stelle, die Du in der ganzen heiligen Schrift verſtündeſt, wohl, ſo haſt Du zuerſt das zu thun; aber nicht haſt Du zuerſt Dich hinzuſetzen und über die dunkeln Stellen zu grübeln. Gottes Wort iſt Dir gegeben, daß Du darnach handeln ſollſt, nicht, daß Du Dich üben ſollſt, dunkle Stellen zu erklären. Lieſt Du das Wort Gottes nicht ſo, daß

Du bedenkſt, daß das Geringſte, was Du verſtehſt, Dich augenblicklich verpflichte, darnach zu thun: ſo lieſt Du nicht das Wort Gottes. So meinte der Liebende: „wenn ich, ſtatt augenblicklich zu der Erfüllung des Wunſches zu eilen, den ich verſtehe, mich hinſetzen will und über das grübeln, was ich nicht verſtehe, ſo leſe ich nicht den Brief der Geliebten. Ich kann mit gutem Gewiſſen vor die Geliebte hintreten und ſagen: es waren einige dunkle Stellen in Deinem Briefe; in Hinſicht dieſer habe ich geſagt: kommt Zeit, kommt Rath; aber es war ein Wunſch da, den ich verſtand, den habe ich augenblicklich erfüllt. Dagegen kann ich nicht mit gutem Gewiſſen vor ſie hintreten und ſagen: es waren einige dunkle Stellen in Deinem Briefe, die ich nicht verſtand, über die ſetzte ich mich hin zu grübeln, und in Hinſicht Deines Wunſches, den ich wohl verſtand, ſagte ich: kommt Zeit, kommt Rath.“ — Aber vielleicht fürchteſt Du, daß es Dir mit dem Worte Gottes gehen möchte, wie es dem Liebenden mit dem Briefe ging, daß Du, doch dieſe Furcht iſt gewiß ungegründet gegenüber der Forderung Gottes, daß Du dazu kommen möchteſt, zu viel zu thun, daß Du durch Aufſchlagen in noch einem anderen Wörterbuch ſehen würdeſt, daß doch nicht ſo viel gefordert ſei: o, mein Freund, misfiel

dieſes denn der Geliebten, daß der Liebende dazu gekommen war, zu viel zu thun? Und was, meinſt Du, würde der Liebende davon ſagen, eine ſolche Furcht zu hegen? Er würde ſagen: „Wer eine ſolche Furcht empfindet, daß er etwa zu viel thue, der lieſt nicht den Brief der Geliebten;“ und ich würde ſagen: der lieſt auch nicht das Wort Gottes.

Laſſen wir dies Bild von dem Brief der Geliebten noch nicht fahren. Als er ſaß und damit beſchäftigt war, denſelben mit Hülfe eines Wörterbuchs zu überſetzen, wurde er geſtört, indem ein Bekannter zu ihm eintrat. Er wurde ungeduldig, „aber,“ würde er gewiß ſagen, „bloß weil ich aufgehalten wurde, denn ſonſt war es einerlei, ich las ja damals den Brief nicht. Ja, wäre Jemand zu mir gekommen, während ich ſaß und den Brief las, das wäre etwas ganz Anderes, das wäre eine Störung geweſen. Doch dagegen will ich mich ſchon ſichern; ehe ich hiermit anfange, ſchließe ich meine Thür ab und bin nicht zu Hauſe. Denn ich will allein ſein, ungeſtört mit dem Brief allein; bin ich das nicht, ſo leſe ich auch den Brief der Geliebten nicht.“

Er will allein ſein, ungeſtört mit dem Brief allein; — „ſonſt,“ ſagte er, leſe ich nicht den Brief der Geliebten.“

Und ſo mit dem Worte Gottes; wer nicht

mit dem Worte Gottes allein ist, liest nicht Gottes Wort.

Mit dem Worte Gottes allein! M. Z., laß mich hier ein Bekenntnis über mich selbst ablegen: ich wage noch nicht recht, ganz mit dem Worte Gottes allein zu sein, so daß kein Sinnenbetrug sich unterschiebt. Und erlaube mir dann, Eins zu sagen: ich habe nie Jemand gesehen, von dem ich glauben durfte, daß er Aufrichtigkeit und Muth genug hatte, um mit dem Worte Gottes allein zu sein, so daß kein, gar kein Sinnenbetrug sich unterschob.

Wunderbar! Wenn in der Gegenwart ein stark bewegter Mann hervortritt, der den Preis des Christseins nur ein Fünftel so hoch bestimmt, wie das Evangelium: so ruft man „hütet Euch vor dem Menschen, leset nicht, was er schreibt, am allerwenigsten in der Einsamkeit, redet nicht mit ihm, am allerwenigsten einsam, er ist ein gefährlicher Mensch.“ Aber die heilige Schrift! Ja, fast jeder Mensch besitzt sie, man trägt kein Bedenken, jedem Confirmanden, also im gefährlichsten Alter, dies Buch zu schenken. In Wahrheit, es muß viel Sinnenbetrug dabei sein, man muß dadurch verwöhnt sein, daß dies Buch nun einmal existirt, man muß es auf eine ganz eigne Weise lesen — am wenigsten so, daß man mit demselben allein ist.

Mit der heiligen Schrift allein ſein! Ich wage es nicht! Wenn ich nun in derſelben aufſchlüge: die erſte beſte Stelle — ſie fängt mich augenblicklich; ſie fragt mich, ja, es iſt, als wäre es Gott ſelber, der mich fragt: haſt Du gethan, was Du da lieſt? Und dann, dann .... ja dann bin ich gefangen. Dann entweder gleich zum Handeln, oder augenblicklich ein demüthigendes Geſtändnis.

O, mit der heiligen Schrift allein ſein — und wenn nicht, ſo lieſt Du nicht die heilige Schrift.

Daß aber dies Alleinſein mit dem Worte Gottes eine gefährliche Sache ſei, das iſt auch gerade von tüchtigeren Menſchen ſtillſchweigend zugeſtanden. Es war vielleicht Einer da, ein tüchtigerer, ein ernſterer Menſch, ob wir auch nicht ſeinen Entſchluß loben können, der zu ſich ſelber ſagte: „ich tauge nicht dazu, Etwas halb zu thun — und dieſes Buch, das Wort Gottes, iſt ein äußerſt gefährliches Buch für mich, und es iſt ein herrſchſüchtiges Buch, gibt man ihm nur einen Finger, ſo nimmt es die ganze Hand, giebt man ihm die ganze Hand, ſo nimmt es den ganzen Mann und wandelt vielleicht plötzlich mein ganzes Leben in ungeheurem Maße. Nein, ohne mir, was ich verabſcheue, ohne mir ein einziges ſpottendes oder herabſetzendes

Wort über dieſes Buch zu erlauben: ich lege es bei Seite, ich will nicht mit demſelben allein ſein.'' Wir billigen das nicht; aber es iſt doch immerhin Etwas darin, was wir billigen, eine gewiſſe Redlichkeit.

Aber man kann ſich auch auf eine ganz andere Weiſe gegen das Wort Gottes wehren, darauf trotzend, daß man ſehr wohl wagt, mit demſelben allein zu ſein, was doch nicht wahr iſt. Denn nimm die heilige Schrift — ſchließe Deine Thür, aber dann nimm zehn Wörterbücher, fünf und zwanzig Auslegungen: dann kannſt Du es ebenſo ruhig und ungenirt leſen, wie Du die Zeitung lieſt. Fällt es Dir dann, wunderlich genug, ein, gerade wenn Du am allerbeſten ſitzeſt und eine Stelle lieſt, zu fragen: habe ich dies gethan, handle ich danach, es iſt natürlich in einem zerſtreuten Augenblicke, wo Du nicht im gewöhnlichen Ernſte geſammelt biſt, daß Du auf ſo Etwas verfällſt, ſo iſt die Gefahr doch nicht ſo groß. Denn ſieh, vielleicht ſind da verſchiedene Lesarten, und vielleicht wird jetzt gerade eine neue Handſchrift gefunden und dann iſt Ausſicht zu neuen Lesarten, und vielleicht ſind fünf Ausleger der einen Meinung, und ſieben der andern, und zwei haben eine merkwürdige Meinung, und drei ſchwanken oder haben gar

keine Meinung, und „ich ſelbſt bin nicht ganz mit mir einig über den Sinn dieſer Stelle, oder, um meine Meinung zu ſagen, ich bin derſelben Meinung wie die drei Schwankenden, die keine Meinung haben" u. ſ. w. Ein Solcher kommt dann nicht in die Verlegenheit, wie ich: entweder gleich nach dem Worte thun, oder doch ein demüthigendes Geſtändnis ablegen zu müſſen. Nein, er iſt ruhig, er ſagt: „es iſt von meiner Seite Nichts im Wege, ich will ſchon darnach thun — wenn es nur erſt mit der Lesart in Ordnung gebracht wird, und die Ausleger einigermaßen einig werden." Aha! Damit hat es nämlich gewiß gute Wege. Dagegen erreichte der Mann, daß es ungewiß bleibt, ob der Fehler nicht in ihm ſteckt, daß er es iſt, der nicht Luſt hat, Fleiſch und Blut zu verläugnen und nach dem Worte Gottes zu thun. O trauriger Misbrauch der Gelehrſamkeit, o daß es den Menſchen ſo leicht gemacht wird, ſo ſich ſelbſt zu betrügen!

Denn wäre nicht ſo viel Sinnenbetrug und Selbſtbetrug da, ſo würde gewiß Jeder bekennen, wie ich es thue: ich wage kaum, mit dem Worte Gottes allein zu ſein!

Mit dem Worte Gottes allein muß man ſein, wie der Liebende mit dem Briefe ſein wollte, denn ſonſt hieße es nicht den Brief der Geliebten leſen —

und ſonſt heißt es nicht Gottes Wort leſen, oder ſich im Spiegel ſehen. Und das war es ja, was wir ſollten und was wir zuerſt ſollten, wenn wir zum Segen uns in dem Spiegel des Worts betrachten wollten, wir ſollten nicht den Spiegel anſehen, ſondern uns im Spiegel ſehen. Biſt Du gelehrt, denke daran, daß, wenn Du Gottes Wort nicht anders lieſt, es Dir geſchehen wird, daß Du, nachdem Du Dein ganzes Leben hindurch viele Stunden alle Tage im Worte Gottes geleſen haſt, Du doch niemals — Gottes Wort geleſen haſt. Mache dann den Unterſchied, ſo daß Du dazu kommſt, außer dem gelehrten Leſen doch auch Gottes Wort zu leſen, oder geſtehe Dir wenigſtens ſelbſt, daß Du, ungeachtet des täglichen gelehrten Leſens darin, nicht Gottes Wort lieſt, daß Du überhaupt damit nichts zu thun haben willſt. Biſt Du ungelehrt: deſto weniger biſt Du wohl veranlaßt, fehl zu ſehen; alſo flugs zur Sache, keine Verzögerung mit dem Betrachten des Spiegels, ſondern flugs daran, Dich im Spiegel zu betrachten!

Doch wie wird das Wort Gottes wohl in der Chriſtenheit geleſen? Sollten wir in zwei Klaſſen getheilt werden — denn auf einzelne Ausnahmen kann hier nicht Rückſicht genommen werden — ſo müßte man wohl ſagen: ein größerer Theil lieſt

nie das Wort Gottes, ein kleinerer Theil lieſt es auf die eine oder andere Weiſe gelehrt, d. h., lieſt doch nicht Gottes Wort, ſondern betrachtet den Spiegel. Oder, um daſſelbe auf andere Weiſe zu ſagen: ein größerer Theil betrachtet das Wort Gottes als eine veraltete Schrift aus dem Alterthume, die man bei Seite legt; ein kleinerer Theil betrachtet es als eine äußerſt merkwürdige Schrift aus dem Alterthume, worauf man einen erſtaunlichen Fleiß und Scharfſinn u. ſ. w. verwendet — den Spiegel betrachtend.

Denke Dir ein Land. Es ergeht ein Königsgebot an alle Beamten, Unterthanen, kurz an die ganze Bevölkerung. Was geſchieht? Es geht mit allen eine bemerkenswerthe Veränderung vor: Alles verwandelt ſich in Ausleger, die Beamten werden Schriftſteller, alle Tage kommt eine Auslegung nach der andern heraus, die eine gelehrter, ſcharfſinniger, geſchmackvoller, tiefſinniger, geiſtreicher, wunderbarer, ſchöner und wunderbar ſchöner als die andere; die Kritik, welche die Ueberſicht bewahren ſoll, kann kaum dieſe ungeheure Literatur im Auge behalten, ja die Kritik ſelbſt wird eine ſo weitläuftige Literatur, daß es nicht möglich iſt, den Ueberblick über die Kritik zu bewahren: Alles iſt Auslegung — aber Keiner las das Königsgebot ſo, daß er dar-

nach that. Und nicht bloß dies, daß Alles Auslegung geworden iſt, nein, man verrückte zugleich den Geſichtspunct für das, was Ernſt iſt, und machte die Beſchäftigung mit der Auslegung zum eigentlichen Ernſte. Denke Dir, dieſer König ſei nicht ein menſchlicher König — denn ein ſolcher würde zwar auch wohl verſtehen, daß man ihn eigentlich zum Beſten hält, indem man die Sache auf die Weiſe wendet; aber da ein menſchlicher König abhängig iſt, beſonders von ſämmtlichen Beamten und Unterthanen, ſo würde er wohl genöthigt werden, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, und zu thun, als wenn dies in der Ordnung wäre, ſo daß der geſchmackvollſte Ausleger zur Belohnung in den Adelsſtand erhoben, der tiefſinnigſte mit einem Orden geehrt würde u. ſ. w. — Denke Dir, dieſer König ſei ein allmächtiger, der alſo nicht in Verlegenheit kommt, ob auch alle Beamten und Unterthanen gegen ihn falſch ſpielen wollten. Was, glaubſt Du, wird dieſer allmächtige König von ſo Etwas denken? Wird er nicht ſagen: daß ſie dem Gebote nicht nachkommen, das könnte ich noch verzeihen; ferner, wenn ſie vereinigt mit einer Bittſchrift bei mir einkämen, daß ich Geduld mit ihnen haben oder vielleicht ſie ganz mit dieſem Gebote verſchonen möchte, welches ihnen ſo ſchwer

wird: das könnte ich ihnen verzeihen. Aber das kann ich nicht verzeihen, daß man ſogar den Geſichtspunct für das, was Ernſt iſt, verrückt?

Und nun das Wort Gottes! „Mein Haus iſt ein Bethaus, aber Ihr habt es zu einer Mördergrube gemacht.“ Und Gottes Wort, was iſt es nach ſeiner Beſtimmung, und wozu haben wir es gemacht? All dies Auslegen und Auslegen und Wiſſenſchaft und neue Wiſſenſchaft die unter der feierlichen, ernſten Form vorgebracht wird: es ſei, um recht das Wort Gottes zu verſtehen — ſieh näher zu, und Du wirſt ſehen, es iſt, um ſich gegen das Wort Gottes zu wehren. Es iſt nur allzuleicht, die Forderung, die in dem Worte Gottes enthalten iſt, zu verſtehen: „verkaufe, was Du haſt, und gieb es den Armen,“ „ſo Dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar,“ „ſo Jemand mit Dir rechten will und Deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel“, „ſeid allezeit fröhlich,“ „achtet es eitel Freude, wenn Ihr in mancherlei Anfechtungen fallet“ u. ſ. w., Alles dies iſt ebenſo leicht zu verſtehen, wie die Bemerkung „es iſt heute gutes Wetter,“ eine Bemerkung, welche zu verſtehen nur dann ſchwierig werden könnte, wenn eine Literatur entſtünde, um ſie auszulegen; nicht der eingeſchränkteſte arme Tropf kann in

Wahrheit läugnen, die Forderung verſtehen zu können — aber es hält ſchwer für Fleiſch und Blut, ſie verſtehen und darnach thun zu wollen. Und es iſt, nach meinen Gedanken, menſchlich, daß ein Menſch ſich dabei windet, das Wort recht über ſich Macht gewinnen zu laſſen — will Niemand anders das geſtehen, ich geſtehe, daß ich es thue. Es iſt menſchlich, Gott zu bitten, Geduld zu haben, wenn man nicht gleich kann, was man ſoll, indem man gelobt doch zu ſtreben; es iſt menſchlich, Gott zu bitten, Mitleid zu haben, die Forderung ſei zu hoch: will Niemand anders das von ſich geſtehen, ich geſtehe, daß ich es thue. Aber es iſt doch nicht menſchlich, der Sache eine ganz andere Wendung zu geben: daß ich liſtig eine Schicht nach der andern von Auslegung und Wiſſenſchaft und wieder Wiſſenſchaft unterſchiebe (ungefähr wie wenn ein Junge ein Tuch oder mehrere unter der Jacke anbringt, wenn er Schläge erhalten ſoll), daß ich alles dies zwiſchen das Wort und mich ſchiebe, und dann dieſem Auslegen und dieſer Wiſſenſchaftlichkeit den Namen Ernſt und Wahrheitseifer gebe, und dann dieſes Geſchäftigſein zu einer ſolchen Weitläuftigkeit aufſchwellen laſſe, daß ich nie dazu komme, den Eindruck des Wortes Gottes zu erhalten, nie dazu komme, mich im Spiegel zu betrachten. Es ſieht

aus, als ob all dies Forſchen und Grübeln und Sinnen und Nachdenken mir Gottes Wort ganz nahe brächte: die Wahrheit iſt, daß ich gerade ſo, auf die liſtigſte Weiſe, Gottes Wort möglichſt weit von mir entferne, unendlich viel weiter, als es von dem entfernt iſt, der nie das Wort Gottes ſah, unendlich viel weiter, als es von dem entfernt iſt, dem vor dieſem Worte ſo angſt und bange wurde, daß er es möglichſt weit wegwarf.

Denn ein noch größerer Abſtand von dem Geforderten, nämlich ſich im Spiegel zu ſehen, ja ein noch größerer Abſtand als nie den Spiegel ſehen, iſt es: Jahr aus Jahr ein alle Tage ganz ruhig ſitzen können und — den Spiegel betrachten.

Zweitens wird gefordet: wenn Du Gottes Wort lieſt, um Dich im Spiegel zu ſehen, dann mußt Du (damit Du wirklich dazu kommen kannſt, Dich im Spiegel zu ſehen), daran denken, in Einem fort zu Dir ſelbſt zu ſagen: ich bin es, zu dem geredet wird, ich bin es, von dem geredet wird.

Laß Dich nicht betrügen — oder, ſei nicht ſelbſt argliſtig. Denn wir Menſchen, wir ſind gegenüber Gott und dem Worte Gottes, o, ſo liſtig, ſelbſt der dümmſte unter uns ſo liſtig — ja, Fleiſch und Blut und Eigenliebe ſind ſehr liſtig.

So haben wir denn — daß es geſchehen iſt, um uns gegen das Wort Gottes zu wehren, das ſagen wir nicht, wir ſind ja nicht toll; ſagten wir das, ſo hätten wir ja keinen Vortheil von unſrer klugen Erfindung — wir haben alſo erfunden, daß, an ſich ſelber zu denken, was gewiß in vielen Fällen ſo ſein kann, nur nicht, wenn es gilt, Gottes Wort über ſich Macht gewinnen zu laſſen, daß dies — denke Dir, wie liſtig! — Eitelkeit, krankhafte Eitelkeit iſt! Pfui, ſollte ich denn ſo eitel ſein! Denn an ſich ſelbſt zu denken und zu ſagen: „ich bin's," das iſt, wie wir Gelehrten ſagen, das Subjective; und das Subjective, das iſt Eitelkeit; o dieſe Eitelkeit, nicht Ein Buch — Gottes Wort! — leſen zu können, ohne zu meinen, daß ich es ſei, von dem es handelt! Sollte ich nicht verabſcheuen, ſo eitel zu ſein! Und ſollte ich denn ſo dumm ſein, es nicht zu thun, wenn ich mich dadurch zugleich ſichere, daß Gottes Wort nicht dazu kommen kann, mich zu erfaſſen, weil ich mich nicht in ein perſönliches (ſubjectives) Verhältnis zum Worte ſtelle, ſondern dagegen — o welcher Ernſt, wegen deſſen ich dann von den Menſchen hoch geprieſen werde! — das Wort zu etwas Unperſönlichem (dem Objectiven, einer objectiven Lehre u. dergl.) mache, wozu ich — der ſowohl Ernſte als

Gebildete! — mich objectiv verhalte, ſo daß ich alſo nicht ungebildet und eitel bin, meine Perſönlichkeit mit ins Spiel zu bringen, und zu glauben, daß ich es ſei, zu dem geredet werde, ich — und in Einem fort — ich, von dem geredet werde. Ei, fern ſei von mir eine ſolche eitle Ungebildetheit — und fern von mir ſei auch, was ja ſonſt ſo leicht geſchehen könnte, daß das Wort mich faßte, gerade mich, Macht über mich gewänne, ſo daß ich mich nicht dagegen wehren könnte, ſo daß es fortführe mich zu verfolgen, bis ich entweder, der Welt entſagend, darnach thäte, oder doch bekennte, daß ich es nicht thäte — die gerechte Strafe eines Jeden, der ſich erlaubt, auf ſo ungebildete Weiſe mit dem Worte Gottes umzugehen.

Nein, nein, nein! Dieſes, wenn Du das Wort Gottes lieſt, dann bei Allem, was Du lieſt, beſtändig zu Dir ſelbſt zu ſprechen: ich bin es, zu dem, ich bin es, von dem geredet wird, das iſt der Ernſt, gerade das iſt der Ernſt. Auch hat kein Einziger unter denen, welchen die Sache des Chriſtenthums in höherem Sinne, anvertraut geweſen iſt, vergeſſen, dies wieder und immer wieder als das Entſcheidende einzuſchärfen, als unbedingte Bedingung, wenn du dazu kommen ſollſt, Dich im Spiegel zu ſehen. Alſo dies iſt's, was Du thun ſollſt:

Du ſollſt in Einem fort beim Leſen zu Dir ſelber ſprechen: zu mir, von mir wird geredet.

Von jenem mächtigen Kaiſer des Oſtens, deſſen Zorn ſich das kleine mannhafte Volk zugezogen hatte, wird erzählt, daß er einen Sklaven hatte, der jeden Tag zu ihm ſagte: gedenke, Rache zu nehmen. Das war auch Etwas, was des Gedankens werth war: mir ſcheint es wäre beſſer geweſen, einen Sklaven zu haben, der ihn jeden Tag daran erinnert hätte, zu vergeſſen, welches doch auch nicht gut iſt: denn müßte man jeden Tag daran erinnert werden, zu vergeſſen, ſo wird es ja nicht Ernſt mit dem Vergeſſen. Aber jedenfalls verſtand dieſer Herrſcher ſehr richtig, gerade weil er zornig war, und Zorn iſt eine Beſtimmung der Perſönlichkeit, wenn auch keine lobenswerthe, wie man verfährt, wenn auf Jemanden perſönlich gewirkt werden ſoll.

Aber noch beſſer als dieſer Herrſcher wurde doch der König David bedient — das verſteht ſich, das gehört zu der Art Bedienung, die man ſelten ſelbſt aus freiem Willen wünſcht, man iſt eher verſucht, ſie als eine der größten Unbequemlichkeiten des Lebens zu betrachten.

Die Geſchichte, worauf ich anſpiele, iſt bekannt. Der König David ſah Bathſeba. Sie zu

ſehen — und zu ſehen, daß ihr Mann ihm im Wege ſtand, war Eins. Er muß alſo fort. Und das geſchah auch; man weiß nicht recht, wie es geſchah, es muß eine Schickung geweſen ſein, er fiel in der Schlacht, doch „das Schwert frißt jetzt Dieſen, jetzt Jenen" ſagt der König, er hatte vermuthlich in Tollkühnheit ſelbſt einen ſo gefährlichen Poſten gewählt, daß der Tod gewiß war — ich ſage nur, war Jemand da, der ihn aus der Welt wünſchte, ſo hätte er, wenn er über Solches Herr war, es nie beſſer machen können, als ihn auf den Poſten zu ſtellen, welcher der ſichere Tod war. Nun iſt er aus dem Wege. Das ging ſehr leicht. Und nun iſt alſo Nichts mehr im Wege, um in geſetzmäßigen Beſitz ſeiner Gattin zu kommen. Etwas im Wege — da ſprichſt Du wunderlich, es iſt ja ſogar eine in hohem Grade edle, hochherzige, ächt königliche Handlung, die den ganzen Kriegerſtand begeiſtern wird, daß der König die Wittwe des für das Vaterland gefallenen Kriegers zur Ehe nimmt.

So kommt nun eines Tages ein Prophet hinauf zum König David. Laßt uns die Sache uns recht vergegenwärtigen und ſie ein wenig moderniſiren. Der Eine iſt der König, der höchſtſtehende Mann des Volkes, der Andere der Prophet, ein angeſehener Mann des Volkes, beide natürlich ge-

bildete Männer, und man kann alſo verſichert ſein, daß ihr Umgang, ihr Geſpräch unbedingt das Gepräge der Bildung tragen wird. Außerdem ſind ſie beide, beſonders der Eine von ihnen, berühmte Schriftſteller, der König David der nahmhafte Dichter, und, was zugleich folgt, ein Kenner, ein geſchmackvoller Richter über den guten Geſchmack, der die Darſtellung zu würdigen weiß und die Wahl der Ausdrücke, und die Anlage eines Gedichtes und und die Sprachform und die Tonart und den guten oder ſchlechten Einfluß deſſelben auf die Sitten u. ſ. w.

Und es trifft ſich recht glücklich, das iſt gerade der rechte Mann für ſolche Sachen; denn der Prophet hat eine Novelle gedichtet, eine Erzählung, die er die Ehre haben wird, Seiner Majeſtät, dem gekrönten Dichter und Kenner von Dichterwerken, vorzutragen.

„Es waren zwei Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm. Der Reiche hatte ſehr viel Schafe und Rinder, aber der Arme hatte Nichts, als ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte; und er nährte es, daß es groß ward bei ihm und bei ſeinen Kindern zugleich; es aß von ſeinem Biſſen, und trank von ſeinem Becher, und ſchlief in ſeinem Schooß und er hielt es wie eine

Tochter. Da aber dem reichen Mann ein Gaſt kam, ſchonte er zu nehmen von ſeinen Schafen und Rindern, daß er dem Gaſte Etwas zurichtete, der zu ihm kommen war, und nahm das Schaf des armen Mannes, und richtete es zu dem Manne, der zu ihm kommen war."

Ich denke mir, David hat aufmerkſam zugehört, hat darauf ſeine Meinung zu erkennen gegeben, natürlich nicht ſeine Perſönlichkeit (Subjectivität) eingemiſcht, ſondern unperſönlich (objectiv) dieſe niedliche kleine Arbeit gewürdigt. Es iſt vielleicht eine Einzelnheit da geweſen, von der er meinte, daß ſie anders ſein könnte, einen glücklicher gewählten Ausdruck hat er vielleicht vorgeſchlagen, vielleicht auch einen kleinen Fehler in der Anlage nachgewieſen, hat den meiſterhaften Vortrag des Propheten, ſeine Stimme, ſein Mienenſpiel gelobt, kurz, ſich ſo ausgeſprochen, wie in unſern Zeiten wir Gebildeten eine Predigt für die Gebildeten, daß heißt, eine Predigt, die auch ſelbſt objectiv iſt, zu beurtheilen pflegen.

Da ſpricht der Prophet zu ihm: Du biſt der Mann.

Sieh, die Erzählung, die der Prophet vortrug, das war eine Geſchichte; aber dies: **Du** biſt der Mann, das war eine andere Geſchichte — das war der Uebergang zum Subjectiven.

Aber meinſt Du denn nicht, daß David vor-

her ſelbſt ſehr gut gewußt habe, wie abſcheulich es iſt, eines Weibes Mann todtſchlagen zu laſſen, um ſie zur Ehe zu nehmen; glaubſt Du nicht, daß David, der große Dichter, leicht im Stande geweten ſei, es ſelbſt (mit Beredtſamkeit, ſchreckend, erſchütternd) darzuſtellen? Und demnächſt, glaubſt Du nicht, daß David ſich ſehr wohl bewußt geweſen, daß, und was er verſchuldet hatte? Und doch, doch, doch bedurfte es Jemandes von außen, der zu ihm ſagte: Du!

Du ſiehſt daraus, wie wenig mit dieſem Unperſönlichen, dem Objectiven, einer Lehre, Geſchichte, Wiſſenſchaft u. dgl. geholfen iſt, wenn ſogar ein im Uebrigen ſo frommer und gottesfürchtiger Mann wie David, und Frömmigkeit und Gottesfurcht ſind ja Formen der Perſönlichkeit, des Subjectiven, wenn ſogar er in Beziehung darauf, daß er eine ſo abſcheuliche Unthat verübt hat (und vorher fand er — objektiv genug! — Nichts im Wege, nicht das Gewiſſen im Wege, den Urias tödten zu laſſen, nichts im Wege, nicht das Gewiſſen im Wege, Bathſeba zu ehelichen), wenn ſogar er, nachdem es geſchehen iſt, ſo viel Unperſönlichkeit (Objectivität) bewahren kann, daß er dahin leben kann und thun als ob Nichts geſchehen, daß er die Erzählung des Propheten hören kann und thun, als ob Nichts geſchehen — bis

dann der Prophet, müde dieſer in unſerem Jahrhundert als Bildung und Ernſt ſo geprieſenen Unperſönlichkeit oder Objectivität, ſeine Gewalt braucht und ſagt: Du biſt der Mann.

Du ſiehſt daraus zugleich, welche Tiefe der Schlauheit und Argliſt es iſt, wenn eine weltliche Bildung in der Chriſtenheit, benutzend, was unläugbar wahr iſt, daß es Eitelkeit ſei, ſelbſtſüchtig überall ſein Ich und ſeine Perſönlichkeit anzubringen, nun das zur Eitelkeit geſtempelt hat, was gerade gegenüber dem Worte Gottes der Ernſt iſt, ſo daß man ſich von dem Ernſte und der Anſtrengung des Ernſtes freiſpricht und gerade dadurch ſich als dem Ernſten und Gebildeten das Anſehen ſichert. O Tiefe der Argliſt! Man macht das Wort Gottes zu etwas Unperſönlichem, Objectiven, zu einer Lehre — anſtatt daß es Gottes Stimme iſt, die Du hören ſollſt; ſo hörten es die Väter, hörten die ſchreckende Stimme Gottes, nun klingt es objectiv wie Kattun! Und man verhält ſich unperſönlich (objectiv) zu dieſem Unperſönlichen; und auf der Höhe weltlicher Bildung, an der Spitze des gebildeten Publicums und der Wiſſenſchaft trotzt man darauf, dies ſei Ernſt und Bildung, man bedauert wo möglich jene perſönlichen (ſubjectiven) armen Tröpfe, bis ſie ſich in den Winkel verkriechen! O

Tiefe der Argliſt! Denn dieſe Unperſönlichkeit (Objectivität) — gegenüber dem Worte Gottes wird es uns Menſchen nur allzuleicht, ſie zu bewahren, — iſt in der That eine angeborene Genialität, die wir alle beſitzen, Etwas, was wir umſonſt bekommen — durch die Erbſünde, da dieſe geprieſene Unperſönlichkeit (Objectivität) weder mehr noch weniger iſt, als Gewiſſenloſigkeit. Und das verſteht ſich, Gewiſſenloſigkeit natürlich nicht ſo, daß ſie ſich, was thöricht, dumm und unklug wäre, als Polizeivergehen äußerte, nein, nein, mit Maaßen, bis zu einem gewiſſen Grade und dann mit Geſchmack und Bildung, die macht das Leben bequem und genußreich — aber iſt es doch nicht zu viel, ſie für Ernſt und Bildung auszugeben?

Nein, wenn Du das Wort Gottes leſen willſt, um Dich im Spiegel zu ſehen, ſo mußt Du in Einem fort beim Leſen zu Dir ſelbſt ſagen: ich bin es, zu dem, ich bin es, von dem geredet wird.

Es war ein Menſch, der ging von Jeruſalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und ſchlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halb todt liegen — wenn Du nun lieſt: „es begab ſich aber von ungefähr, daß ein Prieſter dieſelbe Straße hinabzog, und da er ihn ſah, ging er vorüber," ſo ſollſt Du Dir ſelbſt ſa-

gen „das bin ich," Du ſollſt nicht Ausflüchte ſuchen, noch weniger witzig werden, denn in der weltlichen Welt kann ein Witz ja allerdings ſelbſt die größte Niederträchtigkeit aufwiegen, aber ſo iſt es nicht, wenn Du das Wort Gottes lieſt, Du ſollſt nicht ſagen „das bin ich nicht, es war ja ein Prieſter, und ich bin nicht Prieſter, wogegen ich es von dem Evangelium vortrefflich finde, es einen Prieſter ſein zu laſſen, denn die Pfaffen ſind die allerärgſten." Nein, wenn Du das Wort Gottes lieſt, ſoll es Dir Ernſt ſein, und Du ſollſt zu Dir ſelbſt ſagen „dieſer Prieſter bin ich." Ach, daß ich ſo unbarmherzig ſein konnte, und ich, der ich mich doch einen Chriſten nenne — und inſofern bin ich ja auch Prieſter, wenigſtens wiſſen wir ſonſt wohl das geltend zu machen, wenn es heißt, uns von den Geiſtlichen freizumachen, denn dann ſagen wir: im Chriſtenthum ſind Alle Prieſter. Ach, daß ich ſo unbarmherzig ſein konnte, Solches zu ſehen, und ich ſah es, es ſteht im Evangelium „da er ihn ſah, ging er vorüber", und es ungerührt zu ſehen! — Deſſelben gleichen auch ein Levit, da er kam an die Stätte und ſah ihn, ging er vorüber." Hier ſollſt Du ſagen: „das bin ich, o, das ich ſo hartherzig ſein konnte, und daß das, wenn es mir einmal früher paſſirt iſt, mir dann noch einmal ſoll paſſiren können, daß ich nicht beſſer geworden

bin!“ — Und es kam ein Bürgersmann deſſelben Weges, und da er in die Nähe kam, ſagte er zu ſich ſelbſt: „was iſt das, da liegt ein halbtodter Menſch, es iſt wohl nicht werth, daß ich deſſelben Weges gehe, das könnte ja eine Polizeiſache werden, oder die Polizei könnte vielleicht im ſelben Augenblick kommen und mich als den Thäter ergreifen“ — dann ſollſt Du zu Dir ſelbſt ſagen; „das bin ich, o, das ich ſo ſchmutzig klug ſein konnte, und nicht blos das, ſondern, daß ich dann hinterher mich darüber freuen konnte, ja daß ich, da ich es einem meiner Bekannten erzählte, mich darüber freuen konnte, daß er es als klug und praktiſch von mir pries!“ — Und es kam Einer in tiefen Gedanken an Nichts denkend deſſelben Weges, der ſah gar Nichts und ging vorbei — dann ſollſt Du zu Dir ſelbſt ſagen: „das war ich, ich Dummkopf, daß ich ſo gehen kann und ſchlendern, ohne zu ſehen, daß da ein halbtodter Menſch liegt;“ und ſo würdeſt Du doch zu Dir ſelber ſprechen, wenn ein großer Schatz auf dem Wege gelegen hätte und Du vorbeigegangen wäreſt, ohne ihn zu ſehen. — „Ein Samariter aber reiſete und kam dahin.“ Um nicht zu müde zu werden, indem Du fortwährend ſagſt: „das bin ich,“ kannſt Du hier zur Abwechslung ſagen: „das war nicht ich, ach nein, ſo bin

ich nicht!“ — Wenn dann die Parabel endigt und Chriſtus zum Phariſäer ſagt: „gehe hin und thue deßgleichen,“ dann kannſt Du zu Dir ſelbſt ſagen: „ich bin es, zu dem geredet wird, flugs daran.“ Du ſollſt nicht Ausflüchte ſuchen, noch weniger Dich im Witz verſuchen, denn in göttlichen Sachen wiegt ein Witz wahrlich Nichts auf, ſondern ſchärft nur das Gericht, Du ſollſt nicht ſagen: „ich kann auf Ehre verſichern, daß der Fall mir nie im Leben vorgekommen iſt, daß ich eines Weges gekommen ſei, wo ein halbtodter Menſch lag, der von Räubern überfallen war; überhaupt ſind Räuber bei uns eine Seltenheit.“ Nein, ſo ſollſt Du nicht ſprechen; Du ſollſt ſagen: „ich bin es, zu dem das Wort geſagt wurde: „gehe hin und thue deßgleichen.“ Denn Du verſtehſt das Wort ſehr gut. Und trafſt Du nie auf Deinem Wege Einen, der von Räubern überfallen war: es ſind auf deinem Wege, wie auf meinem, Unglückliche genug. Oder um ein Beiſpiel zu nehmen, was doch immerhin mit jenem in dem Evangelium Aehnlichkeit hat: kamſt Du nie eines Weges, wo, wenn nicht buchſtäblich, ſo doch in Wahrheit, Einer lag, den Afterreden und Verläumdung überfallen und nackt ausgezogen und halb todt hatten liegen laſſen? Und es kam ein Prieſter deſſelben Weges und er ging vorbei — das heißt, er

hörte zuerſt, was die Verläumdung von dem Menſchen erzählte, und dann ging er weiter — und erzählte die Geſchichte weiter, und dieſer Prieſter, ſollſt Du zu Dir ſelber ſagen, ja, ob Du auch Biſchof oder Probſt wäreſt, Du ſollſt gleich wohl zu Dir ſelber ſagen: dieſer Prieſter war ich! Und es kam ein Levit deſſelben Weges, und er ging vorbei — das heißt, nachdem er zuerſt im Vorbeigehen die Neuigkeit zu wiſſen bekommen hatte, dann ging er vorbei und nahm die Neuigkeit mit; und dieſer Levit, ſollſt Du zu Dir ſelber ſagen, das war ich. Und dann kam ein Bürgersmann vorbei; er hörte auch die Geſchichte, und dann ging er damit fort, und ſagte: „das iſt recht eine Schande daß man — was ich jetzt thue! — das und das von dem Mann erzählt; und dieſer Bürgersmann, ſollſt Du zu Dir ſelber ſagen, das war ich! Ich war's, — o, das iſt ja ärger als jene Geſchichte im Evangelium, denn weder der Prieſter noch der Levit waren doch dabei betheiligt, den Mann halbtodt zu ſchlagen, aber hier ſind die Mitſchuldigen der Räuber.

Du lieſt von jenem Oberſten, einem Mitgliede des hohen Raths, daß er bei der Nacht zu Chriſto kam. Du ſollſt nicht Deine Aufmerkſamkeit zerſtreuen, nicht einmal dadurch, daß Du die doch

vielleicht richtige Bemerkung machſt, daß es wunderlich von ihm war, die Zeit zu wählen, denn was hilft es doch, wenn man verborgen ſein will, daß man wählt, in der Nacht zu gehen, wenn man zu Dem geht, der das Licht iſt, wie im Pſalm ſteht (139, 11): Finſternis möge mich decken, ſo muß die Nacht auch Licht um mich ſein, denn auch Finſternis nicht finſter iſt vor Dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag." Nein, ſo ſollſt Du nicht ſprechen, ach, denn Du verſtehſt nur allzu gut, weßhalb er die Nacht wählte: ob nämlich auch Chriſtus „der Weg" iſt, in der Mitwelt war er — und wenn er wieder käme, wäre er es wohl wieder — der verbotene Weg.

Wenn Du denn davon lieſt, von ihm, auf den Chriſtus doch einen Eindruck gemacht hatte, aber nur ſo, daß er ſich weder ganz hingeben noch ganz losreißen konnte, weßhalb er die Nacht wählte, ſich bei der Nacht zu ihm hinzuſtehlen: dann ſollſt Du zu Dir ſelber ſagen „das war ich." Du ſollſt nicht Ausflüchte ſuchen, nicht ungehörige Sachen einmiſchen, Du ſollſt überhaupt in der Stunde ruhig ſitzen, Du ſollſt nicht ſagen: das war Einer von den Vornehmen, und ſo ſind die Vornehmen, großthueriſch, und ſo feig und treulos, wie ſollte auch das Evangelium, das für die Armen iſt, für

die Vornehmen ſein können!“ Nein, ſo ſollſt Du nicht ſprechen. Wenn Du das Wort Gottes lieſt, ſo haſt Du Nichts mit jenen Vornehmen oder mit den Vornehmen im Allgemeinen zu thun, oder ſie anzuklagen; denn wäreſt Du auch ſelbſt Einer von den Vornehmen, Du haſt doch nur mit Dir ſelbſt zu thun. Nein, Du ſollſt ſagen: „ich bin es.“ Und mußt Du Dir ſelbſt geſtehen, daß Du wirklich im Begriff warſt, dieſe Bemerkung über die Vornehmen zu machen, ſo ſollſt Du nicht bloß ſagen: „ich war es“, ſondern hinzufügen: „ich bin es, der dann obendrein Ausflüchte ſuchen wollte, der ich noch einmal, wie wenig es auch nützt, wenn ich vor dem bin, der das Licht iſt, mich im Dunkel der Nacht verbergen wollte, in der Ausflucht und Entſchuldigung, als verſtünde ich nicht das Wort Gottes, als wären es nur die Vornehmen, von denen geredet würde. Nein, ich war es. O daß ich ſo erbärmlich, ein ſolcher Lump ſein konnte, weder kalt noch warm, weder das Eine noch das Andre!“

Auf die Weiſe, dies ſind nur ein paar Beiſpiele, ſollſt Du das Wort Gottes leſen; und wie man nach dem, was der Aberglaube berichtet, dadurch, daß man Beſchwörungsformeln lieſt, Geiſter zu ſich herbeſchwören kann: ſo wirſt Du, und das iſt das, was zuerſt noththut, wenn Du nur einige

Zeit fortfährſt, das Wort Gottes auf dieſe Weiſe zu leſen, Du wirſt eine Furcht und ein Zittern in Deine Seele hereinleſen, daß es Dir mit Gottes Beiſtand glückt, ein Menſch, eine Perſönlichkeit zu werden, erlöſt von dieſem ſchrecklichen Unding, wozu wir Menſchen — geſchaffen nach dem Bilde Gottes! — verzaubert ſind, einem unperſönlichen objectiven Dinge. Es wird, wenn Du Gottes Wort auf die Weiſe lieſt, es wird — ob es Dir auch furchtbar ſein ſein wird, aber denke daran, es iſt die Bedingung des Heils! — Dir glücken das Geforderte: Dich ſelbſt im Spiegel des Wortes zu betrachten. Nur ſo glückt es.

Denn iſt das Wort Gottes für Dich nur eine Lehre, etwas Unperſönliches, Objectives, ſo iſt es kein Spiegel — eine objective Lehre kann nicht ein Spiegel genannt werden; es iſt ebenſo unmöglich, ſich in einer objectiven Lehre zu ſpiegeln, wie in einer Mauer. Und willſt Du Dich unperſönlich (objectiv) zum Worte Gottes verhalten, ſo kann nicht davon die Rede ſein, daß dies heißen ſollte, ſich ſelbſt im Spiegel zu betrachten, denn um ſich zu ſpiegeln, wird doch wohl eine Perſönlichkeit, ein Ich erfordert; eine Mauer kann in einem Spiegel geſehen werden, aber nicht ſich ſpiegeln, oder ſich ſelbſt im Spiegel betrachten. Nein, Du mußt beim

Leſen des Wortes Gottes in Einem fort zu Dir ſelbſt ſprechen: zu mir, von mir iſt's, daß geredet wird.

Endlich darfſt Du, wenn Du zu wahrem Segen Dich ſelbſt im Spiegel des Worts betrachten willſt, nicht gleich vergeſſen, wie Du ausſahſt, nicht der vergeßliche Hörer (oder Leſer) ſein, von dem der Apoſtel ſpricht: er beſchaute ſein leibliches Angeſicht in einem Spiegel, aber vergaß ſogleich wie er geſtaltet war.

Dieſes iſt nun einleuchtend genug; denn ſich in einem Spiegel zu ſehen und dann gleich zu vergeſſen, das iſt ja wie in den Sand oder in's Waſſer ſchreiben, oder wie in die Luft zeichnen.

Das Richtigſte iſt daher, daß Du gleich zu Dir ſelber ſagſt: ich will alsbald anfangen, mich am Vergeſſen zu hindern, gleich, noch in dieſem Augenblicke, ich gelobe es mir ſelbſt und Gotte; ob's denn auch nur für die nächſte Stunde oder für den heutigen Tag wäre, ſo lange ſoll's doch gewiß ſein, daß ich es nicht vergeſſe. Das iſt das Richtigſte, glaube mir, und Du weißt wohl, ich ſoll ein wenig ein Seelenkundiger ſein, und was Du nicht weißt, ach das weiß ich, in wie vielen Leiden, in wie bitteren Erfahrungen ich es geworden

bin, wenn ich's anders geworden bin. So zu verfahren, iſt weit richtiger, als gleich den Mund zu voll zu nehmen und ſchnell zu ſagen: „ich will es nie vergeſſen.“ O, mein Freund, es iſt viel beſſer, das Du nie vergeſſeſt, ſogleich Dich deß zu erinnern, als daß Du gleich ſagſt: ich will es nie vergeſſen. Ernſt iſt es grade, dieſen redlichen Argwohn gegen ſich ſelbſt zu haben, mit ſich ſelbſt wie mit einem Verdächtigen umzugehen, wie ein Geldmann mit Einem, der nicht ſicher iſt, zu dem er ſagt: „ja dieſe großen Verſprechungen helfen nicht viel, ich will lieber einen kleinen Theil der Summe gleich haben.“ Und ſo auch hier. O, es ſieht ſo ärmlich aus, wenn man ſich ſelbſt gelobt hat, nie zu vergeſſen, — dann grade gleich in der nächſten Stunde anfangen zu ſollen, ſich zu errinnern! Und doch, dieſe nächſte Stunde entſcheidet vielleicht Alles; die nächſte Stunde nach einer ſogenannten ſtillen Stunde, dieſe nächſte iſt die kritiſche Stunde. Läſſeſt Du ſie hingehen und ſagſt: „ich habe gelobt, nie zu vergeſſen, alſo mein ganzes Leben iſt dem Erinnern geweiht, welche Kleinlichkeit dann, es mit dieſer nächſtliegenden Stunde ſo genau zu nehmen“ — ſagſt Du das: ſo iſt es eigentlich entſchieden, daß Du der vergeßliche Hörer oder Leſer wirſt. Denke Dir Einen, der einer Lei-

denſchaft ergeben geweſen iſt und noch iſt. Es kommt nun ein Augenblick (und der kommt für Jeden, vielleicht viele Mal, ach, vielleicht viele Mal vergebens!), ein Augenblick, wo er wie gehemmt iſt; ein guter Entſchluß erwacht. Denke Dir dann, daß er, laß es z. B. einen Spieler ſein, zu ſich ſelber eines Morgens ſagte: „ſo gelobe ich hoch und heilig, daß ich niemals mehr mich mit dem Spielen befaſſen will, nie mehr — heute Abend ſoll's das letzte Mal ſein", o, mein Freund, er iſt verloren! Ich darf eher auf das Entgegengeſetzte trauen, wie wunderlich es auch ſcheinen mag: wenn da ein Spieler wäre, der in einem ſolchen Augenblick zu ſich ſelber ſagte: „nun wohl Du magſt Erlaubnis haben, Dein ganzes übriges Leben alle Tage zu ſpielen — aber heute Abend willſt Du es laſſen"; und wenn er es thäte: o, mein Freund, er iſt gewiß gerettet! Denn der Entſchluß jenes Erſten iſt ein Gaunerſtreich der Luſt, der des Andern heißt: die Luſt prellen; der Eine wird von der Luſt geprellt, der Andere prellt die Luſt. Die Luſt iſt nur ſtark im Augenblick, bekommt ſie nur im Augenblick ihren Willen, ſo wird von ihrer Seite nichts im Wege ſein, daß ſie nicht ein Verſprechen für das ganze Leben geben ſollte. Aber das Verhältnis umkehren und ſagen: „nein, bloß

heute nicht, aber morgen, übermorgen u. ſ. w.", das heißt die Luſt prellen; denn ſoll gewartet werden, ſo verliert die Luſt die Luſt; wird ſie nicht augenblicklich und vor jedem Andern eingelaſſen, wenn ſie ſich meldet, heißt es, daß ihr erſt morgen Zutritt verſtattet werden kann, ſo verſteht die Luſt, ſchneller, als der ſchmeichleriſche und geſchmeidige Hofmann oder das liſtigſte Weib es verſtehen, was es zu bedeuten hat, wenn dies ihnen im Vorgemach paſſirt, die Luſt verſteht, daß ſie nicht mehr Eins und Alles iſt, das heißt, daß ſie nicht mehr „die Luſt" iſt. So iſt es mit dem Achtgeben, daß man nicht gleich vergeſſe; gelobe nicht nie vergeſſen zu wollen, wenn Du dann nur davon freigeſprochen ſeiſt, in der nächſten Stunde Dich gleich erinnern zu ſollen; nein, kehre lieber das Verhältnis um, ſage: Dies iſt ja nicht Etwas um mein Leben lang daran zu denken, aber ich gelobe, daß ich daran denken will gleich in der nächſten Stunde, und das will ich halten.

Wenn Du nun von hier fortgehſt, denn wir können uns ja denken, daß es eine gehaltene Rede wäre, ſo ſei nicht geſchäftig, die Rede oder den Redner zu kritiſiren. Denn freilich kann man inſofern nicht von Dir ſagen, daß Du gleich die Rede vergeſſen hätteſt, aber auf die Weiſe erinnern, das

heißt dennoch, ein vergeßlicher Hörer ſein. Nein — und doch, vergiß die Rede und den Redner; aber wenn Du nach Hauſe kommſt, ſo lies für Dich allein, wo möglich laut, den Text des Tages durch — o, aber thu' es gleich! Nicht wahr, das willſt Du thun? Dank dafür. Und wäre Einer, der vielleicht erſt nach zehn Jahren, ganz von ungefähr dazu käme, dieſe Rede zu leſen, und ſie zu Ende läſe: o, Du biſt es, den ich bitte, lies dann für Dich allein, wo möglich laut, den Text des Tages, o, aber thu es gleich! Nicht wahr, das willſt Du thun? Dank dafür.

Und Du, o Weib, Dir iſt es ja vorbehalten, das Bild des nicht vergeßlichen Hörers oder Leſers des Wortes ſein zu können. Du komme, wie billig, der Ermahnung des Apoſtels nach: das Weib ſoll ſchweigen in der Gemeinde; das iſt billig. Auch befaſſe ſie ſich nicht damit, nach Hauſe zu gehen und zu predigen: das ſteht ihr nicht wohl. Nein, ſie ſchweige; in Schweigen bewahre ſie das Wort; ihr Schweigen ſei der Ausdruck dafür, daß ſie es tief im Herzen bewahrt. Glaubſt Du nicht an das Schweigen? Ich thue es. Als Kain Abel erſchlagen hatte, da ſchwieg Abel. Aber Abels Blut ſchreiet zum Himmel; es ſchreiet, nicht: es ſchrie, es ſchreiet zum Himmel: furchtbare Beredtſamkeit,

die nie verſtummt; o, Macht des Schweigens! Jener königliche Mann, der den Namen des Schweigſamen trägt — bedeutete ſein Schweigen nicht Etwas? Die Andern haben wohl laut genug von der Rettung des Staates geſprochen und vielleicht auch davon, was ſie thun wollten — nur er ſchwieg. Was bedeutete dieſes Schweigen? Daß er der Mann war, der den Staat rettete; o, Macht des Schweigens!

So mit dem Weibe. Laß mich Dir ein ſolches Weib beſchreiben, eine Hörerin des Worts, die das Wort nicht vergißt; aber vergiß doch nicht über dieſer Beſchreibung, ſelbſt eine ſolche zu werden! Wie geſagt, ſie redet nicht in der Gemeinde, ſie ſchweigt; auch redet ſie nicht zu Hauſe von der Religion, ſie ſchweigt. Sie iſt auch nicht wie eine Geiſtesabweſende, weit weg in andern Gegenden: Du ſitzeſt und ſprichſt mit ihr; und wie Du am allerbeſten im Geſpräche ſitzeſt, ſagſt Du zu Dir ſelbſt: ſie ſchweigt — was bedeutet dieſes Schweigen? Sie beſorgt ihr Haus, iſt ganz gegenwärtig, wie mit ihrer ganzen Seele auch bei der kleinſten, unbedeutendſten Sache, ſie iſt froh, manchmal voll Scherz und Munterkeit, ſie iſt, faſt mehr als die Kinder, die Freude im Hauſe — und wie Du am allerbeſten da ſitzeſt und ſie anſiehſt, ſagſt

Du zu Dir ſelbſt: ſie ſchweigt; was bedeutet dieſes Schweigen? Und wenn dann ſelbſt der, dem ſie am nächſten ſteht, an den ſie durch unauflösliche Bande geknüpft iſt, den ſie mit ihrer ganzen Seele liebt, und der auf ihr Vertrauen Anſpruch hat — wenn es ſich denken ließe, daß er gradezu zu ihr ſagte: „was bedeutet dieſes Schweigen, woran denkſt Du; denn es iſt noch Etwas im Hintergrunde all des Andern, Etwas was Du gleichſam immer in Gedanken haben mußt, ſage mir das!“: ſie ſagt es nicht geradezu; ausweichend ſagt ſie vielleicht höchſtens: „gehſt Du am Sonntag mit in die Kirche?“ — und redet dann von andern Dingen; oder ſie ſagt: „verſprich mir, Sonntag eine Predigt vorzuleſen!“ — und dann redet ſie von andern Dingen. Was bedeutet dieſes Schweigen?

Was es bedeutet? Ja, laß uns nicht weiter darnach forſchen; ſagt ſie ſelbſt ihrem Manne Nichts geradezu, ſo können wir Andern ja nicht verlangen, Etwas zu erfahren. Nein, laß uns nicht weiter darnach forſchen, ſondern bedenken, daß dieſes Schweigen grade das iſt, weſſen wir bedürfen, wenn Gottes Wort ein wenig Macht über die Menſchen gewinnen ſoll.

O, falls man, wozu man chriſtlich gewiß berechtigt iſt, indem man den jetzigen Zuſtand der

Welt und das ganze Leben betrachtet, chriſtlich ſagen müßte: es iſt krank — und falls ich ein Arzt wäre: wenn dann Jemand fragte: „was meinſt Du, daß geſchehen muß?“ ich würde antworten: „das Erſte, die unbedingte Bedingung, damit Etwas geſchehen kann, alſo das Erſte, was geſchehen muß, iſt: ſchaffe Schweigen, bringe Schweigen zuwege, das Wort Gottes kann nicht gehört werden, und ſoll es, durch lärmende Mittel bedient, lärmend ausgerufen werden, um im Spectakel mit gehört zu werden, ſo wird es nicht Gottes Wort, ſchaffe Schweigen! O, Alles lärmt; und wie man von einem hitzigen Getränke ſagt, daß es das Blut aufregt, ſo iſt in unſern Zeiten jedes, ſelbſt das unbedeutendſte Unternehmen, jede, ſelbſt die nichtsſagendſte Mittheilung, nur darauf berechnet, die Sinne zu erſchüttern oder die Maſſe aufzuregen, die Menge, das Publicum, den Lärm! Und der Menſch, dieſer kluge Kopf, er iſt wie ſchlaflos geworden, um neue, neue Mittel zu erfinden, den Lärm zu vergrößern, und mit möglichſt großer Haſt und nach möglichſt großem Maßſtabe das Lärmende und das Nichtsſagende zu verbreiten. Ja, die Umkehrung iſt wohl bald erreicht: die Mittheilung iſt wohl bald zum niedrigſten Grade der Bedeutung heruntergebracht, und gleichzeitig haben die Mittel

der Mittheilung wohl ungefähr einen höchſten Grad in Hinſicht eilender und Alles überſchwemmender Verbreitung erreicht; denn was eilt man wohl ſo ſehr unter die Leute zu bringen, und was hat andrerſeits mehr Verbreitung, als: Geſchwätz! O, ſchaffe Schweigen!

Und dies kann das Weib. Es wird eine ganz außerordentliche Ueberlegenheit erfordert, wenn ein Mann durch ſeine Gegenwart Männern Schweigen auferlegen ſoll: dagegen jedes Weib vermag dies innerhalb ihrer Grenze, in ihrem Kreiſe, wenn ſie, nicht ſelbſtiſch ſondern demüthig einem Höheren dienend, es will.

Wahrlich, die Natur hat das Weib nicht übervortheilt, und das Chriſtenthum auch nicht. Nun, und es iſt menſchlich, und ſo auch weiblich, innerhalb ſeiner Grenze auf geziemende Art ſeine Bedeutung haben, eine Macht ſein zu wollen. So kann ein Weib auf verſchiedene Weiſe Macht üben, durch ihre Schönheit, durch ihre Anmuth, durch ihre Gaben, durch ihre kühne Phantaſie, durch ihren glücklichen Sinn — ſie kann auch verſuchen, auf lärmende Weiſe eine Macht zu werden: das Letztere iſt unſchön und unwahr, das Erſtere doch hinfällig und unſicher. Aber willſt Du eine Macht ſein, o Weib, laß mich Dir anvertrauen, wie. Lerne Schweigen; und lehre ſchweigen; O Du weißt ja —

ja, wenn nur eine beſcheidenere Lage Dir zu Theil wurde, Du weißt doch, freundlich, freundlich-einladend Dein Haus, Dein Heim in aller Beſcheidenheit nicht ohne bezaubernde Anmuth einzurichten; und wenn ein reicheres Loos Dir zu Theil wurde, Du weißt, geſchmackvoll, traulich-überredend Dein Haus, Dein Heim nicht ohne bezaubernde Anmuth einzurichten; und wenn Ueberfluß Dir zu Theil wurde, Du weißt, mit ſinnigem Tact faſt den Reichthum verbergend, grade dadurch eine gewiſſe bezaubernde Anmuth über Dein Haus, Dein Heim auszubreiten, indem Du Reichthum und Genügſamkeit vereinigſt: mein Auge iſt nicht blind dafür, ich habe vielleicht nur allzu viel Poetiſches in mir; aber laß Andre dieſes preiſen. Dagegen giebt es Eines; wenn Du vergäßeſt, dies in Deinem Hauſe, Deinem Heim anzubringen, ſo mangelte das Wichtigſte: das iſt Schweigen! Schweigen! Schweigen: das iſt nicht etwas Beſtimmtes, denn es beſteht ja nicht darin, daß nicht geſprochen wird, Nein, Schweigen iſt wie die milde Beleuchtung in dem traulichen Zimmer, wie die Freundlichkeit in der beſcheidenen Stube: es iſt nicht das, wovon man ſpricht, aber es übt ſeine wohlthätige Macht aus. Schweigen iſt wie eine Stimmung, die Grundſtimmung, die nicht hervorgezogen wird, da-

rum heißt sie grade die Grundstimmung, weil sie zu Grunde liegt.

Aber dieses Schweigen kannst Du nicht so anbringen, wie Du z. B. Boten schickst nach Jemandem, der Gardinen aufhängt; nein, soll Schweigen angebracht werden, so hängt es ab von Deiner Gegenwart, oder davon, wie Du in Deinem Hause, Deinem Heim Dich verhälst. Und wenn Du dann durch Deine Gegenwart Jahr für Jahr stetig Schweigen in Deinem Hause eingeführt hast, so wird zuletzt auch dieses Schweigen in Deiner Abwesenheit da sein, ein Zeugnis von Dir, endlich, ach, eine Erinnerung an Dich!

Es giebt ein Beiwort, welches die eigenthümliche Eigenschaft des Weibes bezeichnet: wie großer Unterschied auch in mannigfaltiger Hinsicht zwischen Weib und Weib sein kann, dieses wird von jedem Weibe gefordert, kein Ueberfluß verbirgt, keine Armuth entschuldigt diesen Mangel; es ist hiemit wie mit dem Zeichen der Macht, welches die Obrigkeit trägt: es ist ein Unterschied zwischen den Personen, der Eine ist der Oberste, ein sehr hochstehender Mann in der Gesellschaft, ein Anderer ist der Geringste, ein sehr untergeordneter Mann in der Gesellschaft; aber Eines haben sie gemein, das Zeichen der Macht. Diese Eigenschaft ist: Häus-

lichkeit, der Charakter des Weibes, wie es der Charakter des Mannes ſein ſoll, ein Charakter zu ſein! die zahlloſe Schaar von Weibern mit allen dieſen manigfaltigen und mannigfaltig verſchiedenen Verſchiedenheiten, Eines ſollen ſie alle gemein haben, wie ſie alle das gemein haben, Weib zu ſein: und das iſt Häuslichkeit. Nimm eine beſcheidene Bürgersfrau — wenn mit Wahrheit von ihr geſagt werden kann, daß ſie häuslich iſt: Ehre ſei ihr; ich bücke mich ebenſo tief vor ihr, wie vor einer Königin! Und andrerſeits, wenn die Königin nicht Häuslichkeit beſitzt, ſo iſt ſie doch nur eine mäßige Madame. Nimm ein junges Mädchen, von welchem es heißt: Sünde wäre es zu ſagen, daß ſie eine Schönheit ſei — wenn ſie, wie das junge Mädchen es ſein kann, häuslich iſt: Ehre ſei ihr! Und andrerſeits, eine ſtrahlende Schönheit, und gieb ihr meinetwegen allerlei Talente als Zugabe, und laß ſie meinetwegen eine Berühmtheit ſein — aber ſie iſt nicht häuslich, ja ſie hat nicht einmal Ehrerbietung davor: ſo iſt ſie doch mitſammt ihren Talenten, Schönheit und Berühmtheit ein mäßiges Frauenzimmer. Häuslichkeit! Dadurch machen wir dem Weibe das große Zugeſtändnis, daß ſie es eigentlich iſt, die das Haus ſchafft; das junge Mädchen, ſelbſt wenn es nie verheirathet würde, wir

beſtimmen gleichwohl ſeinen Rang nach der weiblichen Würde: Häuslichkeit. Aber Schweigen in einem Hauſe angebracht, das iſt die Häuslichkeit der Ewigkeit!

Doch wenn Du, o Weib, dieſes Schweigen ſollſt einführen, ſollſt lehren können, ſo mußt Du ſelbſt in die Schule gehen. Du mußt aufpaſſen. Dir Zeit ſchaffen, wo Du ſelbſt, jeden Tag, Dich unter dem Eindrucke des Göttlichen ſammelſt. Du mußt Zeit ſchaffen; und haſt Du auch noch ſo viel zu beſorgen, o, Du biſt ja — hier kommt's wieder — Du biſt ja häuslich; und wenn man häuslich mit der Zeit umgeht, ſo findet man wohl Zeit. Darauf mußt Du achten. Der Mann hat ſo viel zu bewältigen, ſo viel mit dem Lärmenden zu thun und nur allzu viel; achteſt Du nicht darauf, daß Alles in Ordnung ſei, daß das Schweigen da ſei, ſo kommt nie das Schweigen in Dein Haus hinein.

Achte darauf wohl! Denn in dieſen Zeiten lernt ein Mädchen ſo viel im Inſtitut, beides Engliſch und Franzöſiſch und Zeichnen, und zu Hauſe lernt ſie gewiß manche nützliche Sache: es iſt nur die Frage, ob ſie in dieſen Zeiten das lernt, was das Wichtigſte iſt, das, was ſie ſpäter lehren ſoll, denn es ſind doch nur Einzelne, die ſpäter dazu kommen, Engliſch und Franzöſiſch zu lehren, ob

ſie lernt: Schweigen. Ich weiß es nicht; aber Du, Du ſei aufmerkſam in dieſer Hinſicht, es iſt ja Deine Aufgabe, das Schweigen anzubringen. Denke an das Wort des Apoſtels von der Selbſtbetrachtung im Spiegel des Wortes! Denn ein Weib, was ſich viel ſpiegelt, wird eitel und in Eitelkeit geſchwätzig! Ach, und ein Weib, was ſich im Spiegel der Zeit ſpiegelt, wird laut und lärmend! O, aber ein Weib, was ſich im Spiegel des Wortes ſpiegelt, wird ſchweigſam! Und wird ſie das, ſo iſt das vielleicht der ſtärkſte Ausdruck dafür, daß ſie nicht eine vergeßliche Leſerin oder Hörerin iſt. Der, welcher, nachdem er ſich im Spiegel des Wortes betrachtet hatte, ein Redender wurde, — kann vielleicht dadurch bekunden, daß er nicht vergeſſen hat; aber der, welcher ſchweigſam wurde, — der hat gewiß nicht vergeſſen. Du weißt es ja: Der, der ſich verliebte — und ein Redender wurde: nun ja! aber ſchweigſam werden: das iſt ſicherer.

Apostelgeschichte Cap. 1, V. 1—12.

Die erste Rede habe ich zwar gethan, lieber Theophile, von allem dem, das Jesus anfing, beides zu thun und zu lehren, bis an den Tag, da er aufgenommen ward, nachdem er den Aposteln (welche er hatte erwählet) durch den heiligen Geist Befehl gethan hatte; welchen er sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt hatte durch mancherlei Erweisungen, und ließ sich sehen unter ihnen vierzig Tage lang, und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Und als er sie versammelt hatte, befahl er ihnen, daß sie nicht von Jerusalem wichen, sondern warteten auf die Verheißung des Vaters, welche ihr habt gehöret (sprach er) von mir. Denn Johannes hat mit dem Wasser getauft; ihr aber sollt mit dem heiligen Geist getauft werden, nicht lange nach diesen Tagen. Die aber, die zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst

du auf dieſe Zeit wieder aufrichten das Reich Iſrael? Er ſprach aber zu ihnen: Es gebühret euch nicht zu wiſſen Zeit oder Stunde, welche der Vater ſeiner Macht vorbehalten hat; ſondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geiſtes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen ſein zu Jeruſalem, und in ganz Judäa und Samaria, und bis an das Ende der Erde. Und da er Solches geſagt, ward er aufgehoben zuſehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als ſie ihm nachſahen gen Himmel fahrend, da ſtanden bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern, welche auch ſagten: Ihr Männer von Galiläa, was ſtehet ihr und ſeht gen Himmel? Dieſer Jeſus, welcher von euch iſt aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn habt geſehen gen Himmel fahren.

Gebet.

Herr Jeſu Chriſte, Du, der Du Dein Schickſal vorauswußteſt, und Dich doch nicht zurückzogſt; Du, der Du Dich dann in Armuth und Niedrigkeit geboren werden ließeſt, darauf in Armuth und Niedrigkeit die Sünde der Welt trugſt, ein Leidender, bis Du, verhaßt, verlaſſen, verſpottet, verſpeiet, endlich auch von Gott verlaſſen, Dein

Haupt in dem ſchmachvollen Tode neigteſt! O, Du erhobſt es doch wieder, Du ewiger Siegesfürſt, Du, der Du zwar nicht im Leben über Deine Feinde, aber im Tode ſelbſt über den Tod ſiegteſt; Du erhobſt, für ewig ſiegreich, wieder Dein Haupt, Du gen Himmel Gefahrner! Daß wir Dir nachfolgen möchten!

Chriſtus iſt der Weg.

Chriſtus iſt der Weg. Das ſind ſeine eignen Worte, ſo muß es wohl die Wahrheit ſein.

Und dieſer Weg iſt ſchmal. Das ſind ſeine eignen Worte, ſo muß es wohl Wahrheit ſein. Ja, ob er es auch nicht geſagt hätte, es würde doch Wahrheit ſein. Hier haſt Du ein Beiſpiel davon, was „predigen" im höchſten Sinne iſt. Denn ob Chriſtus auch nie geſagt hätte; „die Pforte iſt eng, und der Weg iſt ſchmal, der zum Leben führet," — ſieh ihn an, und Du ſiehſt gleich: der Weg iſt ſchmal. Und eine ganz anders ſtetige und ganz anders eindringliche Verkündigung deſſen, daß der Weg ſchmal iſt, iſt ja dies, daß ſein Leben jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick ausdrückt: der Weg iſt ſchmal — als wenn ſein Leben es nicht ausgedrückt, und er dann einige Male verkündigt hätte: der Weg iſt ſchmal. Du

ſiehſt hier zugleich, daß es der größtmögliche Abſtand von der wahren Chriſtenthums-Verkündigung iſt, wenn ein Mann, deſſen Leben täglich und ſtündlich und in jedem Augenblick das Gegentheil davon ausdrückt, etwa eine halbe Stunde lang das Chriſtliche predigt. Eine ſolche Verkündigung verwandelt das Chriſtliche in ſein grades Gegentheil. In jenem alten Geſang: „Herr Gott, Dich loben wir", der die verſchiedenen Verkündigungen des Wortes nennt, wird daher auch nicht dieſe Art der Verkündigung genannt, die Erfindung einer ſpäteren Zeit — „wo das Chriſtenthum vollkommen geſiegt hat." Im Geſang heißt es: „Der heiligen zwölf Boten Zahl und die lieben Propheten all". — Das iſt das Außerordentliche: Propheten und Apoſtel. Nun kommt eine ganze Schaar, ein Gewimmel von Menſchen — da kommen denn wir beide Du und ich mit, denke ich — ja, höre nur: „Die theuren Märtyrer allzumal loben Dich, Herr, mit großem Schall". Und dann iſt's vorbei. Dies iſt die wahre Verkündigung der Lehre, daß der Weg ſchmal iſt; der Verkündiger ſpottet nicht ſeiner ſelbſt, wie er es thäte, wenn der Weg, den er ſelber geht, breit wäre, während er doch (vielleicht gerührt, überzeugend, vielleicht nicht ohne Thränen — doch vielleicht fällt es ihm auch nicht ſchwer, zu weinen!)

verkündigt, daß der Weg schmal ist, nämlich nicht der, auf dem er wandelt. Nein, das Leben des Verkündigers drückt die Lehre aus: der Weg ist schmal; es ist nur Ein Weg da, der, auf welchem der Verkündiger wandelt, verkündend, daß „der Weg" schmal ist. Es sind nicht zwei Wege da, ein leichter, gebahnter, auf dem der Verkündiger wandelt, während er verkündet, daß „der Weg" schmal sei, nämlich der wahre Weg, der Weg, auf dem er nicht wandelt, so daß seine Verkündigung die Menschen einladet, Christo auf dem schmalen Wege nachzufolgen, während sein Leben, was natürlich eine weit größere Macht ausübt, sie einlädt, dem Verkündiger auf dem leichten, gebahnten Wege nachzufolgen. Ist das Christenthum? Nein, christlich sollen Leben und Verkündigung dasselbe ausdrücken, nämlich dieses: „der Weg" ist schmal.

Und dieser Weg, welcher Christus ist, dieser schmale Weg, ist schmal in seinem Anfange.

Christus wird in Armuth und Niedrigkeit geboren; fast wird man versucht, zu denken, es sei nicht ein Mensch, der da geboren wird — er wird in einem Stalle geboren, in eine Krippe gelegt, und, wunderlich genug, wird ihm doch schon als Kind von den Machthabern nachgestellt, so daß die armen Aeltern mit ihm flüchten müssen. Das ist in Wahrheit sogar ein

merkwürdig ſchmaler Weg, denn wenn man in Hoheit geboren wird, z. B. als Thronerbe, ja, dann kann es wohl geſchehen, daß man den Nachſtellungen der Mächtigen ausgeſetzt iſt; aber in einem Stalle geboren werden — das iſt Armuth und Dürftigkeit, die drückend genug ſein kann; dann pflegt man aber ſonſt auch von den Nachſtellungen der Mächtigen befreit zu ſein.

Aber wie er bei der Geburt nicht zur Hoheit beſtimmt ſcheint, ſo bleibt es auch ungefähr wie es im Anfang war: er lebt in Armuth und Niedrigkeit, hat nicht, da er ſein Haupt hinlege.

Dies würde wohl ſchon genug ſein, um, menſchlich geredet, von einem Wege zu ſagen, daß er ſchmal ſei. Und doch iſt dies noch das Leichteſte auf dem ſchmalen Weg.

Ganz anders ſchmal iſt der Weg, und gleich von Anfang an. Denn ſein Leben iſt gleich von Anfang an eine Verſuchungsgeſchichte die Verſuchungsgeſchichte iſt nicht bloß ein einzelner Abſchnitt aus ſeinem Leben, vierzig Tage, nein ſein ganzes Leben iſt, wie es auch Leidensgeſchichte iſt, ſo Verſuchungsgeſchichte. Er iſt verſucht in jedem Augenblicke ſeines Lebens — das heißt, er hat die Möglichkeit in ſeiner Gewalt, mit ſeinem Beruf, ſeiner Aufgabe leichtfertig umzugehen. In der Wüſte iſt Satan der Verſucher,

ſonſt ſind es Andre, welche die Rolle des Verſuchers ſpielen, bald das Volk, bald die Jünger, vielleicht daß auch einmal, beſonders im Anfang, die Mächtigen ſich darin verſucht haben, ihn zu verlocken, ſeinen Beruf, ſeine Aufgabe zu einer weltlichen zu machen — und dann wäre er auf die eine oder andre Weiſe etwas Großes in der Welt geworden, König und Herrſcher, — der einzige Wunſch ſeiner geliebten Jünger, ſo daß er ja verſucht ſein konnte, um ihretwillen ein wenig nachzugeben, anſtatt ſie, menſchlich geredet, ſo unglücklich wie möglich machen zu müſſen. Wenn Andre mit ungeheurer Anſtrengung gleich von Anfang an kämpfen um Könige, um Herrſcher zu werden: er hat mit einer unendlich größeren Anſtrengung gleich von Anfang an ſich dagegen wehren müſſen, daß man ihn nicht zum Könige und Herrſcher machte. O, ſchmaler Weg! Schmal genug, wenn das Leiden unvermeidlich, wenn kein Ausweg da iſt: ſchmaler, wenn in jedem Augenblicke des Leidens ach, und jeder Augenblick war Leiden! dieſe furchtbare Möglichkeit da iſt, die ihm faſt aufgedrungen wird, dieſe Möglichkeit, ſo leicht mehr als Linderung, ja Sieg und Alles, was ein irdiſches Herz begehren konnte, ſchaffen zu können! Schmaler Weg, den doch ſo mancher wahre Nachfolger hat zurücklegen

müſſen, wenn auch nach einem geringeren Maßſtabe! Das allgemein Menſchliche iſt, darnach zu verlangen, für etwas Großes angeſehen zu werden; und die allgemeine Fälſchung beſteht darin, ſich für mehr auszugeben, als man iſt. Das religiöſe Leiden fängt anders an. Durch das Verhältnis zu Gott fühlt der Berufene ſich auf die Weiſe mächtig, daß er nicht grade von dem Verlangen, für mehr angeſehen zu werden, verſucht wird. Nein, aber in demſelben Augenblicke durchzuckt ihn eine Todesangſt; denn er verſteht: dieſe Art Begabung pflegt der ſichere Untergang zu ſein. Und dann iſt die Verſuchung die, weniger von ſich ſelber auszuſagen, als was wahr iſt. Das wird Niemand, Niemand mit ihm wiſſen können, außer Gott; und thut er das, dann wartet Freude und Jubel und Herrlichkeit ſeiner, denn dann ſiegt er — er ſoll ſich alſo grade dagegen wehren, zu ſiegen. Schmaler Weg!

Der Weg iſt ſchmal gleich von Anfang an; denn er weiß gleich von Anfang an ſein Schickſal voraus. O, furchtbares Gewicht des Leidens gleich von Anfang an! Es gab Manchen, Manchen, der freudig, faſt jubelnd in den Kampf mit der Welt ging; er hoffte, er würde ſiegen. Das geſchah nicht, die Sache bekam eine andre Wendung;

aber ſelbſt in dem Augenblicke, als es am allermeiſten nach unvermeidlichem Untergange ausſah, ſelbſt in dem Augenblicke war doch vielleicht in ihm ein menſchliches Hoffen, noch könne es ſich zum Siege wenden, oder ein frommes Hoffen, noch könne ſich Alles zum Siege wenden, da bei Gott alle Dinge möglich ſeien. Aber Chriſtus wußte ſein Schickſal von Anfang an, wußte, daß es unvermeidlich war — er wollte es ja ſelbſt, er ging ihm ja ſelbſt frei entgegen! Furchtbares Wiſſen gleich von Anfang an! Als das Volk, im Anfange ſeines Lebens, ihm entgegenjubelt, — er weiß in demſelben Augenblicke, was es bedeutet: daß es dieſes Volk iſt, welches „kreuzige!" rufen wird. „Warum will er ſich denn mit dem Volke einlaſſen?" Vermeſſener, wagſt Du ſo zum Erlöſer des Menſchengeſchlechts zu ſprechen? Nun thut er wieder ein Werk der Liebe gegen dieſes Volk, und ein anderes war ſein ganzes Leben nicht, aber er weiß in demſelben Augenblick, was das bedeutet, daß auch dieſes Werk der Liebe mit dazu gehört um ihn an's Kreuz zu bringen; hätte er hier ſich ſelbſt geliebt und es unterlaſſen, das Werk der Liebe zu thun, ſo wäre vielleicht ſeine Kreuzigung zweifelhaft geworden. „Aber dann hätte er ja das Werk unterlaſſen können!" Vermeſſener, wagſt Du ſo zum

Heiland der Welt zu ſprechen! O, ſchmaler Weg! Schmaler Weg, den doch ſo mancher wahre Nachfolger hat zurücklegen müſſen, wenn auch nach einem geringeren Maßſtabe! Es iſt für ein menſchliches Herz ein frohes Gefühl, ſich zu vergewiſſern, welche Kräfte ihm verliehen ſind. So gibt es einen Augenblick im Anfang, wo der „Berufene" gleichſam ſeine Kräfte erfaßt, froh und dankbar wie ein Kind für das, was ihm verliehen ward. Und wie ein Kind begehrt er vielleicht noch mehr, doch demüthig; und es wird ihm verliehen. Und noch mehr begehrt er, und es wird verliehen. Er wird faſt ſelbſt überwältigt, er ſagt: „nein, nun begehre ich nicht mehr." Aber es iſt, als wenn eine Stimme da wäre, die zu ihm ſagte: „o mein Freund, das iſt nur ein geringer Theil von dem, was Dir verliehen iſt." Da erblaßt er, der Berufene, er ſinkt faſt ohnmächtig zuſammen, er ſagt: „o, mein Gott, ich verſtehe; ſo iſt denn mein Geſchick ſchon entſchieden, mein Leben dem Leiden geweiht, geopfert. Und das ſoll ich jetzt ſchon verſtehen können!" Schmaler Weg!

Ja, der Weg iſt ſchmal gleich von Anfang an; denn er weiß gleich von Anfang an, daß er mit ſeinem Arbeiten ſich ſelbſt entgegenarbeitet. O, ſchmal kann der Weg wohl ſein, wo Du nur Er-

laubnis bekommſt, alle Deine Kräfte zu brauchen, um durchzudringen, ſo daß der Widerſtand von außen kommt; aber wenn Du Deine Kräfte brauchen ſollſt, um Dir ſelbſt entgegenzuarbeiten: das iſt, als ob es unendlich zu wenig geſagt wäre, daß der Weg ſchmal iſt, er iſt ja eher unpaſſirbar, geſperrt, unmöglich, wahnſinnig! Und doch iſt der Weg, von dem es gilt, daß Chriſtus der Weg iſt, grade auf die Weiſe ſchmal. Denn das Wahre, das Gute, was er will — wenn er es nicht fahren läßt, wenn er mit allen Kräften dafür thätig iſt, ſo arbeitet er ſich in den gewiſſen Untergang hinein. Und andrerſeits: wenn er zu raſch die ganze Wahrheit einſetzt, ſo wird ſein Untergang zu früh kommen; er muß alſo, ſich ſelbſt entgegenarbeitend, eine Zeit lang ſcheinen, auf den Sinnenbetrug einzugehen, um ſich deſto mehr den Untergang zu ſichern. Schmaler Weg! Auf dem Wege wandeln, das iſt gleich im Anfang ſchon wie ſterben! Allmächtig, gleichſam Allmachts-Kräfte haben; Menſch ſein, und ſomit fähig, alle menſchlichen Leiden durchkoſten zu können: und dann dieſe Allmachts-Kräfte brauchen zu ſollen, um ſich ſelbſt entgegenzuarbeiten, und dies gleich von Anfang an zu wiſſen — o, gleich von Anfang an ſchmaler Weg!

Und dieſer Weg, welcher Chriſtus iſt, dieſer ſchmale Weg wird dann in ſeinem Fortgang ſchmäler und ſchmäler bis zum Aeußerſten, bis zum Tode.

Er wird ſchmäler; alſo er wird nicht nach und nach breiter. Nein, ein Weg, der nach und nach breiter wird, von dem gilt nicht, daß Chriſtus der Weg iſt. Ein ſolcher Weg iſt der, auf welchem menſchliche Klugheit und Verſtand wandeln. Der Eine hat vielleicht mehr Klugheit, größeren Verſtand, als der Andre, vermag daher zu wagen und länger auszuhalten, aber ſtets gilt, daß Verſtand und Klugheit berechnen können, und wenn dann längere oder kürzere Zeit Leiden und Anſtrengungen getragen ſind, ſo wird der Weg breiter, und man ſiegt noch im Leben. Dagegen, auf einem Wege, der ſchmäler und ſchmäler wird bis zum Aeußerſten: auf dem wandeln Klugheit und Verſtand niemals: — „das wäre ja Tollheit.“

Doch mag es nun Tollheit oder Klugheit ſein, es iſt ſo: der ſchmale Weg wird ſchmäler.

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon!“ Das iſt ein Seufzer — der Weg iſt ſchmal. Ein Seufzer! Was iſt ein Seufzer? Ein Seufzer bedeutet, daß Etwas da drin-

nen eingesperrt ist, Etwas, das heraus will, aber doch nicht herauskommen kann oder darf, Etwas das Luft haben will; dann seufzt der Mensch und macht sich Luft, um nicht umzukommen, indem er nach Luft schnappt, um nicht umzukommen. Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Wie soll ich dies Leiden beschreiben! Laß mich's versuchen; aber laß mich gleich im Voraus den Versuch widerrufen, und sagen, er ist nur ein ohnmächtiges Nichts, falls er das Leiden beschreiben sollte. Denke Dir denn ein Schiff, aber Du kannst es Dir ja unendlich größer denken, als wie es in der Wirklichkeit gesehen wird; denke Dir, um doch Etwas zu sagen, daß es hunderttausend Menschen fassen könnte. Es ist in der Kriegszeit, in der Schlacht — und der Plan des Krieges erfordert: es muß in die Luft gesprengt werden. Denke Dir den Befehlshaber, der dies Feuer anzünden soll! Und dies ist doch nur ein elendes, nichtssagendes Bild. Denn was sind hunderttausend Menschen gegen das ganze Geschlecht, und was ist das, einträchtig in die Luft gesprengt zu werden, gegen das Entsetzen bei dem Feuer, das Christus anzünden sollte, und das, sprengend, wider einander erregen sollte Vater und Sohn, Sohn und

Vater, Mutter und Tochter, Tochter und Mutter, Schwiegermutter und Schwiegertochter, Schwiegertochter und Schwiegermutter — und wo die Gefahr nicht die des Todes, ſondern der Verluſt einer ewigen Seligkeit iſt! „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon!“ Doch der Augenblick, der furchtbare, iſt noch nicht da, während der Augenblick vorher doch nicht minder furchtbar iſt, wo man ſeufzt: o, wäre es erſt geſchehen!

„O, Du ungläubige Art! Wie lange ſoll ich bei Euch ſein? wie lange ſoll ich Euch dulden?“ Das iſt ein Seufzer. Es iſt, wie wenn der Kranke, nicht auf dem Kranken-, ſondern auf dem Todtenbette — denn es iſt keine leichte Krankheit, er iſt aufgegeben! — ſich ein wenig aufrichtet, den Kopf vom Kiſſen aufhebt und ſagt: wie viel Uhr iſt es? — Der Tod iſt das Gewiſſe, die Frage iſt nur: wie lange währt es noch? wie viel Uhr iſt es? Doch der Augenblick, der furchtbare, iſt noch nicht gekommen, während der Augenblick vorher doch nicht minder furchtbar iſt, wo der Leidende ſeufzt: wie lange habe ich noch zu dulden?

So iſt er denn zum letzten Mal mit ſeinen Apoſteln bei dem Mahle verſammelt, das ihn herzlich verlanget hatte mit ihnen zu halten, ehe denn

er ſtürbe. Wehrlos iſt er wie immer. Wehrlos. Ja, denn er hätte ſich ja doch in einer Hinſicht wehren können. Er hätte — und das wäre eine Milde geweſen, die wir Menſchen ſchon unendlich hätten bewundern müſſen — er hätte zu Judas ſagen können: bleibe weg, komm nicht zu dieſem Mahl, Deine Erſcheinung berührt mich ſchmerzlich. Oder er hätte einen der Apoſtel bitten können — ohne ihm doch anzugeben, was er von Judas wußte — dieſem zu ſagen, daß er nicht kommen ſolle. Aber nein! ſie ſind alle verſammelt. Da ſpricht er zu Judas! „was Du thuſt, das thue bald!“ Das iſt ſo ein Seufzer. Nur bald! Ein Seufzer, der tief und langſam Athem holt: nur bald! Das lautet, wie wenn Einer eine ungeheure Aufgabe zu löſen hat; angeſtrengt faſt über ſeine Kräfte, fühlt er doch, daß er noch für den nächſten Augenblick Kraft hat — „einen Augenblick länger, und ich bin vielleicht geſchwächt, nicht mehr ich ſelbſt“ — und darum: nur bald! Was Du thuſt, thu' es bald!

Dann erhebt er ſich vom Tiſche und geht hinaus in den Garten Gethſemane; da ſinkt er hin: o, daß es bald geſchehen wäre! Er ſinkt hin, dem Tode nahe, ja, war er wohl eigentlich mehr ein Sterbender am Kreuze als in Gethſemane?

War am Kreuze das Leiden ein Todeskampf: o, dieſer Kampf im Gebet der ging auch an's Leben, war auch nicht ohne Blut, denn ſein Schweiß fiel wie Blutstropfen zur Erde!

Dann erhebt er ſich geſtärkt: Dein Wille geſchehe, Vater im Himmel!

Dann küßt er den Judas — haſt Du ſo etwas gehört! — dann wird er ergriffen, angeklagt, verurtheilt! Das war ein ordentliches Gerichtsverfahren, das war menſchliche Gerechtigkeit! Es war da ein Volk, dem er wohlgethan hatte; er hatte wahrlich Nichts für ſich gewollt; jeder Tag ſeines Lebens und jeder Gedanke war ihm geopfert: dies Volk ruft „kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ Dann war da ein Landpfleger, der ſich vor dem Kaiſer fürchtete, ein gebildeter Mann, der daher auch nicht die wichtige Sache verſäumt, „ſeine Hände zu waſchen“ — und dann wurde er verurtheilt! O, menſchliche Gerechtigkeit! Ja in ſtillem Wetter, wenn Alles ſeinen ruhigen Gang geht, dann wird ſo ein wenig Gerechtigkeit geübt; aber jedes Mal, wo das Außerordentliche kommt: o, menſchliche Gerechtigkeit! O, menſchliche Bildung, welches iſt wohl eigentlich Dein Unterſchied von dem, was Du am meiſten verabſcheuſt, der Ungebildetheit, der Rohheit der Menge! Daß Du daſſelbe thuſt,

wie ſie, aber Du achteſt auf die Form, es nicht zu thun mit ungewaſchenen Händen: o, menſchliche Bildung!

Dann wird er an's Kreuz geſchlagen — und dann nur noch Ein Seufzer, dann iſt's vorbei. Ein Seufzer noch, der tiefſte, der am meiſten Entſetzen erregt: „mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen!" Dieſe Demüthigung iſt das Aeußerſte des Leidens. Du wirſt bei ſeinen Nachfolgern im ſtrengeren Sinne, den Blutzeugen, ſchwache Andeutungen von Ebendemſelben finden. Die haben ſich auf Gott und auf Gottes Beiſtand berufen; von Allen verlaſſen haben ſie — ja, was Wunder wohl! — ſich ſtark gefühlt durch Beiſtand. Da kommt zuletzt ein Augenblick, und der Seufzer lautet: „Gott hat mich verlaſſen;" alſo Ihr bekamt Recht, Ihr meine Feinde, jubelt nun, Alles, was ich geſagt habe, war nicht wahr, war Einbildung, nun zeigt es ſich: Gott iſt nicht mit mir, er hat mich verlaſſen." O, mein Gott! Und nun Er, der von ſich geſagt hatte, er ſei der Eingeborene vom Vater, Eins mit dem Vater; Eins mit dem Vater — aber ſind ſie Eins, wie kann denn der Vater ihn einen Augenblick verlaſſen! Und doch ſagt er: mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen! Alſo war es ja

nicht Wahrheit, daß er Eins war mit dem Vater. O, Aeußerſtes eines übermenſchlichen Leidens; o, ein menſchliches Herz wäre früher gebrochen, nur der Gott-Menſch mußte dieſes Aeußerſte völlig ausdulden. — Dann ſtirbt er.

M. Z., denke nun daran, was wir zu Anfang ſagten: dieſer Weg iſt ſchmal — iſt er es nicht?

Doch wir gehen weiter; und Chriſtus iſt der Weg. Chriſtus iſt der Weg: er betritt den Weg: er beſteigt den Berg, eine Wolke nimmt ihn auf vor den Augen der Jünger weg, er fuhr gen Himmel — und er iſt der Weg.

Vielleicht ſagſt Du: „ja, und davon ſollte heute die Rede ſein, nicht, wie Du geredet haſt, faſt als wenn es ein Stillfreitag wäre.“ O, mein Freund, biſt Du ein Solcher, daß Du genau auf Tag und Stunde in eine beſtimmte Stimmung kommen kannſt, oder nimmſt Du an, das Chriſtenthum meine, daß wir ſo ſein ſollen, oder nicht vielmehr, daß wir ſo viel wie möglich die verſchiedenen Momente des Chriſtlichen zuſammenfügen ſollen? Gerade am Himmelfahrtstage muß deſſen gedacht werden, daß er der ſchmale Weg iſt; denn ſonſt könnten wir leicht die Himmelfahrt misbrauchen. Erinnere Dich, der Weg war ſchmal bis

zum Aeußerſten, der Tod tritt dazwiſchen — dann folgt die Himmelfahrt. Es war nicht mitten auf dem Wege, daß er gen Himmel fuhr, es war nicht einmal am Ende des Weges; denn der Weg endigt am Kreuze und im Grabe. Die Himmelfahrt iſt nicht geradezu eine Fortſetzung des Vorhergehenden, wahrlich, nein! Und ein ſchmaler Weg, der doch noch in dieſem Leben leichter und leichter wird, der ſteigt denn auch nie ſo hoch hinauf, ſelbſt wenn er zu den höchſten Siegen führt, nie ſo hoch, daß es eine Himmelfahrt wird. Aber jeder Lebende iſt ja — wenn er überhaupt auf dem rechten Wege und nicht auf einem Abwege iſt — er iſt ja auf dem ſchmalen Wege.

Es ſoll daher freilich wohl von der Himmelfahrt geredet werden, und davon, daß Chriſtus der Weg iſt: o, was die Himmelfahrt betrifft, damit iſt ſo leicht durchzukommen; aber daß wir nur dazu gelangen! und dazu gelangen wir am allerwenigſten dadurch, daß wir nur an die Himmelfahrt denken wollen, ob Du Dich auch erheben läſſeſt durch den Gedanken an ſeine Himmelfahrt.

Er fuhr gen Himmel: ſo hat niemals Jemand geſiegt! Eine Wolke nahm ihn vor ihren Augen weg: ſo iſt niemals ein Triumphirender von der Erde aufgehoben worden! Sie ſahen ihn nicht

mehr: ſo wurde der Triumph ſonſt nie das Letzte bei Jemandem! Er ſitzet zur Rechten der Kraft — alſo der Triumph endigt nicht mit der Himmelfahrt? nein, damit beginnt er: ſo hat niemals Jemand triumphirt! Er kommt wieder mit den Heerſchaaren der Engel — alſo der Triumph endigt nicht damit, daß er den Platz zur Rechten des allmächtigen Vaters einnahm? nein, das war nur das Ende des Anfangs: o, ewiger Siegesfürſt!

* * *

M. Z., auf welchem Wege wandelſt Du im Leben? Denke an das, was ich zu mir ſelber ſage: nicht von jedem ſchmalen Wege gilt es, daß Chriſtus der Weg iſt, auch nicht, daß er zum Himmel führt.

Ein frommer Mann hat geſagt, daß es den Menſchen ebenſoviel oder noch mehr Mühe koſte, zur Hölle zu fahren, als in den Himmel zu kommen. Es iſt alſo ein ſchwerer Weg, der des Verderbens; aber Chriſtus iſt nicht dieſer Weg, und der führt auch nicht zum Himmel. Es iſt auf dieſem Wege Unruhe und Angſt und Qual genug, inſofern iſt der Weg wahrlich ſchwer, der Weg zum Verderben; der Weg, der zum Unterſchied von den andern Wegen, von denen wir geſprochen haben (dem Wege, der im Anfang ſchmal iſt, und brei-

ter und breiter wird, und dem ſchmalen Wege, der ſchmäler und ſchmäler wird) daran kenntlich iſt, daß er im Anfang ſo leicht ſcheint, aber ſchrecklicher und ſchrecklicher wird, Denn es geht ſo leicht, in den Tanz der Luſt einzutreten; aber wenn es dann vorwärts geht, und nun die Luſt es iſt, die mit dem Menſchen gegen ſeinen Willen tanzt: das iſt ein ſchwerer Tanz! Und es iſt ſo leicht, den Leidenſchaften den Zügel ſchießen zu laſſen — kecke Fahrt, der man kaum mit dem Auge folgen kann! — bis dann die Leidenſchaften, nachdem ſie den Zügel genommen haben, der ihnen gegeben ward, in noch keckerer Fahrt — der Menſch ſelbſt getraut ſich kaum zu ſehen, wohin ſie fahren! — ihn mit ſich reißen! Und es iſt ſo leicht, einem ſündlichen Gedanken zu erlauben, ſich in's Herz einzuſchleichen — kein Verführer war ſo geſchmeidig, wie ein ſündlicher Gedanke es iſt! es iſt ſo leicht, es gilt hier nicht, wie ſonſt, daß es der erſte Schritt iſt, der Etwas koſtet, o nein, der koſtet gar Nichts, gerade umgekehrt, der ſündliche Gedanke bezahlt theuer für ſich, der erſte Schritt koſtet gar Nichts — bis am Schluſſe, wo Du theuer dieſen erſten bezahlen mußt, der gar Nichts koſtete; denn iſt der ſündliche Gedanke hineingekommen, ſo macht er ſich furchtbar bezahlt. Als Schmeichler kommt die

Sünde am öfteſten in einen Menſchen hinein; aber wenn dann ein Menſch der Sünde Knecht geworden iſt: das iſt die furchtbarſte Knechtſchaft — ein ſchwerer, ein ungeheuer ſchwerer Weg zum Verderben.

Ferner. Es giebt auch andere ſchmale Wege, von welchen es doch nicht unbedingt gilt, daß Chriſtus der Weg iſt, oder daß ſie zum Himmel führen. Es giebt menſchliche Leiden genug, nur allzu viele, Krankheit und Armuth und Verkennung, und wer kann alle dieſe Leiden nennen! Jeder, der auf einem ſolchen Wege wandelt, geht ja auch einen ſchmalen Weg. Wahrlich, wir wollen nicht in hohen Worten reden, als wären dieſe Leiden für Nichts zu achten — aber, mein Freund, Du weißt ja doch ſelbſt, was Chriſtenthum iſt, und laß mich Dich nur daran erinnern. Das, wodurch der chriſtliche ſchmale Weg von dem allgemein menſchlichen ſchmalen Wege verſchieden iſt, das iſt: die Freiwilligkeit. Chriſtus war nicht Einer, der irdiſchem Gut nachſtrebte, aber mit der Armuth ſich begnügen mußte: nein, er erwählte die Armuth. Er war nicht Einer, der nach Ehre und Anſehen vor Menſchen trachtete, aber ſich damit begnügen mußte, in Niedrigkeit, oder vielleicht als ein Verkannter oder Verläumdeter zu leben; nein, er erwählte die Erniedrigung.

Dies iſt im ſtrengſten Sinne der ſchmale Weg. Die allgemein menſchlichen Leiden ſind nicht im ſtrengſten Sinne der ſchmale Weg, doch kann der Weg wahrlich ſchmal genug ſein, und Du kannſt auch ſtreben, dieſen ſchmalen Weg der menſchlichen Leiden chriſtlich zu wandeln. Er führ, wenn Du ihn chriſtlich wandelſt, doch zum Himmel, wohin Er, der gen Himmel Gefahrene, einging.

Doch iſt es wahr, man hat ja an der Himmelfahrt gezweifelt.

Ja, wer hat gezweifelt? Ob Einer von denen, deren Leben die Merkmale der „Nachfolge" trug? Einer von denen, die Alles verließen, um Chriſto nachzufolgen? Einer von denen, welchen — und wenn die „Nachfolge" vorhanden iſt, folgt auch dieſes — die Verfolgung ihr Merkmal aufprägte? Nein, von ihnen Niemand. Aber als man die „Nachfolge" abſchaffte und dadurch die Verfolgung zu einer Unmöglichkeit machte, was doch in der Gaunerſprache, die wir Menſchen unter einander reden, nicht wie eine Anklage des Rückſchritts lautete, den ein irrendes Jahrhundert im Chriſtenthum that, o bewahre, nein, es lautete wie eine Lobrede auf den unvergleichlichen Fortſchritt eines aufgeklärten Jahrhunderts in der Toleranz; als man an dem Chriſtſein abließ, ſo daß das ganze Chriſtſein faſt Nichts

wurde — und dann war denn auch Nichts zu verfolgen: da kamen in dem Müſſiggang und der Selbſtgefälligkeit allerlei Zweifel auf. Und der Zweifel wurde wichtig, wer zweifelt daran; und man wurde ſich ſelber wichtig, indem man zweifelte; wie man einmal, was wir wahrlich nicht billigen, aber doch beſſer verſtehen, ſich ſelber wichtig wurde, indem man all ſein Gut den Armen gab, ſo wurde man nun vermuthlich um den wahren Begriff des „Verdienſtlichen“ an die Stelle des mittelalterlichen Misverſtändniſſes zu ſetzen, das man fromm verabſcheute, man wurde ſich ſelber wichtig, indem man zweifelte. Und während man an Allem zweifelte, war doch Eines außer allem Zweifel, daß man durch dieſes „man muß an Allem zweifeln“, ſich eine nichts weniger als zweifelhafte, nein, eine äußerſt feſte Stellung in der Geſellſchaft ſicherte, zugleich mit großer Ehre und Anſehen vor den Menſchen.

Alſo, Einige zweifelten. Aber dann waren wieder Einige, die durch Gründe den Zweifel zu widerlegen ſuchten. Eigentlich iſt doch wohl der Zuſammenhang dieſer: das Erſte war, daß man durch Gründe das Chriſtenthum zu beweiſen, oder Gründe für das Chriſtenthum anzubringen ſuchte. Und dieſe Gründe — ſie erzeugten den Zweifel, und der Zweifel wurde der ſtärkere. Der Beweis für

das Chriſtenthum liegt nämlich eigentlich in der „Nachfolge.“ Die nahm man weg. So fühlte man ein Bedürfnis nach „Gründen;“ aber dieſe Gründe oder dies, daß Gründe da ſein ſollen, iſt ſchon eine Art des Zweifelns — und dann erhob ſich der Zweifel und lebte von den Gründen. Man merkte nicht, daß, je mehr Gründe man anführt, deſto mehr nährt man den Zweifel, und deſto ſtärker wird er; dem Zweifel Gründe bieten, um ihn zu tödten, heißt gleichſam, einem hungrigen Ungeheuer, welches man loszuwerden wünſcht, die wohlſchmeckende Speiſe bieten, die es am meiſten liebt. Nein, dem Zweifel ſoll man nicht — wenigſtens nicht, wenn es die Abſicht iſt, ihn zu tödten — Gründe bieten, ſondern, wie Luther ſagt, ihm gebieten, den Mund zu halten, und zu dem Ende ſelbſt reinen Mund halten und nicht mit Gründen kommen.

Diejenigen dagegen, deren Leben das Merkmal der „Nachfolge“ trug, die haben nicht an der Himmelfahrt gezweifelt. Erſtens, weil ihr Leben zu angeſtrengt, zu ſehr in täglichen Leiden hingeopfert war, um müßig da ſitzen und ſich mit Gründen und Zweifeln, Grade oder Ungrade, beſchäftigen zu können. Die Himmelfahrt ſtand ihnen feſt; aber ſie kamen vielleicht ſogar ſeltener dazu, an ſie

zu denken oder bei ihr zu verweilen — weil ihr Leben so thätig war, und auf dem schmalen Wege. Da ist's, wie mit einem Krieger, der eine prachtvolle Tracht besitzt; er weiß sehr wohl, daß er sie hat, aber er sieht sie fast nie an, denn sein ganzes Leben geht dahin in täglichem Kämpfen und Wagen, und darum hat er eine tägliche Kleidung, um sich recht rühren zu können. Sieh, so waren die, deren Leben das Merkmal der Nachfolge trug, davon überzeugt, daß ihr Herr und Meister gen Himmel fuhr. Und was dazu beitrug, das war wieder die Nachfolge. Alle diese täglichen qualvollen Leiden, die sie tragen mußten, alle diese Opfer, die sie bringen mußten, all dieser Widerstand der Menschen, Hohn und Spott und Schimpf und blutige Grausamkeit, alles dies brachte mit Macht in den „Nachfolgern" den Drang hervor, der, wie die Himmelfahrt die Naturgesetze sprengt oder mit ihnen streitet, das ist ja die Einwendung des Zweifels, so die bloß menschlichen Trostgründe sprengt — wie sollten diese auch Den trösten können, der leiden muß, weil er Gutes thut! —; den Drang, den es nach einer andern Art von Trost drängt, der nach ihres Herrn und Meisters Himmelfahrt dringt, und gläubig durchdringt zu der Himmelfahrt. So ist's immer mit dem Drang in einem

Menſchen; Speiſe geht aus von dem Eſſer: wo der Drang iſt, da bringt er gleichſam ſelber das hervor, wonach er dringt. Und die Nachfolger, wahrlich die bedurften ſeiner Himmelfahrt, um das Leben, welches ſie führten, auszuhalten — nun, darum iſt ſie ihnen auch gewiß. Aber Einer, der müſſig ſitzt in guten Tagen oder geſchäftig von Morgen bis Abend in geſchäftiger Bewegung iſt, aber nie Etwas um der Wahrheit willen gelitten hat, bedarf ihrer eigentlich nicht, es iſt mehr Etwas, was er ſich einbildet, oder Etwas, was er für Geld ſich einbilden läßt, es iſt faſt mehr wie mit einem Curioſum, daß er ſich mit dieſer Himmelfahrt beſchäftigt — und dann zweifelt er, natürlich, er hat auch keinen Drang; oder er erfindet einige Gründe, oder ein Anderer iſt ſo gut, ihm drei Gründe dafür — zu überlaſſen; nun ja, ſein Drang iſt denn auch nicht eben groß!

Und nun Du, m. Z., was thuſt Du? Zweifelſt Du an der Himmelfahrt? Wenn das, ſo thue wie ich, ſage zu Dir ſelbſt: ja, von ſolchem Zweifel macht man nicht viel Aufhebens, ich weiß ſehr wohl, woher er kommt, nämlich daher, daß ich mich ſelbſt in Hinſicht der „Nachfolge" geſchont haben muß, daß mein Leben in dieſer Hinſicht nicht angeſtrengt genug iſt, daß ich zu gute Tage habe,

mich ſelbſt vor den Gefahren verſchone, die mit dem Zeugen für die Wahrheit und wider die Unwahrheit verbunden ſind. Thu' Du nur ſo! Aber vor Allem werde nicht Dir ſelber wichtig, indem Du zweifelſt; es iſt — das verſichere ich Dir! — auch nicht irgend ein Grund dazu vorhanden, da alles ſolche Zweifeln eigentlich Selbſtanklage iſt. Nein, lege Dir ſelbſt und Gotte das Geſtändnis ab, und Du wirſt ſehen, Eins von Beiden wird geſchehen, entweder wirſt Du bewogen werden, Dich in Hinſicht der „Nachfolge" weiter hinaus zu wagen — und dann kommt die Gewißheit über die Himmelfahrt ſogleich; oder Du demüthigſt Dich, daß Du Dein ſelbſt geſchont haſt, daß Du ein Altweiberpaſtor geworden biſt, und dann wirſt Du Dir wenigſtens nicht erlauben, zu zweifeln, ſondern demüthig ſprechen: „will Gott ſo gnädig ſein, mich wie ein Kind zu behandeln, das faſt ganz vor den Leiden der „Nachfolge" verſchont wird, ſo will ich wenigſtens nicht ein unartiges Kind ſein, das obendrein an der Himmelfahrt zweifelt." O, wenn Du bewundert, geſchmeichelt, angeſehen, in Ueberfluß lebſt, ſo biſt Du in Verſuchung, ſo manches Wort zu ſagen und an ſo Vielem Theil zu nehmen, was Du doch doch vielleicht lieber unterlaſſen möchteſt, und wofür Du — denke daran! — doch Rechen-

ſchaft ablegen ſollſt — — und zugleich geht Dir die Himmelfahrt ſo leicht aus dem Sinn, vielleicht zweifelſt Du ſogar, wenn Du einmal darüber nachdenkſt, und ſagſt: eine Himmelfahrt, das ſtreitet ja gegen alle Naturgeſetze, gegen den Geiſt — doch wohl nur den Naturgeiſt! — in der Natur. Aber wenn Du für eine gute Sache — denn ſonſt nützt es ja nicht, und wenn dem ſo iſt, ſtreitet das Verhältnis ja auch gegen alle bloß menſchlichen Begriffe: zu leiden, weil man wohl thut, weil man Recht hat, weil man liebevoll iſt — wenn Du für eine gute Sache verlaſſen, verfolgt, verſpottet, in Armuth lebſt: Du wirſt ſehen, dann zweifelſt Du nicht an ſeiner Himmelfahrt; denn Du bedarfſt ihrer. Und nicht einmal ſo viel iſt nöthig, um den Zweifel zu hemmen; denn wenn Du Dich nur vor Gott demüthigſt im Bekenntnis, daß Dein Leben nicht das Merkmal eines Nachfolgers im ſtrengeren Sinne trägt, wenn Du Dich darunter demüthigſt, ſo wirſt Du Dich nicht vermeſſen zu zweifeln. Wie ſollteſt Du darauf verfallen können, Dich mit einem Zweifel zu melden, wenn Dir die Antwort werden müßte: gehe erſt hin und werde ein Nachfolger im ſtrengeren Sinne, nur ein Solcher hat Erlaubnis mitzuſprechen — und von ihnen hat Keiner gezweifelt.

Apostelgeschichte Cap. 2, V. 1—12.

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmüthig bei einander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllete das ganze Haus, da sie saßen. Und man sah an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig, und er setzte sich auf einen Jeglichen unter ihnen. Und wurden Alle voll des heiligen Geistes, und fingen an, zu predigen mit neuen Zungen, je nachdem der Geist ihnen gab, auszusprechen. Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer, aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen und wurden bestürzt; denn es hörte ein Jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich, und sprachen unter einander: Siehe, sind nicht diese Alle, die da

reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn ein Jeglicher ſeine Sprache, darinnen wir geboren ſind? Parther und Meder und Elamiter, und die wir wohnen in Meſopotamien, und in Judäa und Cappadocien, Pontus und Aſien, Phrygien und Pamphylien, Aegypten, und an den Enden der Lybien bei Cyrene, und Ausländer von Rom, Juden und Judengenoſſen, Kreter und Araber: wir hören ſie mit unſern Zungen die großen Thaten Gottes reden.

Gebet.

Du heiliger Geiſt, Du, der Du lebendig machſt, ſegne Du auch dieſe unſere Verſammlung, den Redenden, den Hörenden; friſch vom Herzen ſoll es mit Deinem Beiſtande kommen, laß Du es auch zu Herzen gehen!

A. Z. Wenn Du achten willſt, nicht auf die Rede, die an Feſttagen in unſern Kirchen, ſondern auf die, welche an den Werktagen, und übrigens auch am Sonntage außen vor unſern Kirchen gangbar iſt: Du wirſt kaum Jemanden finden, der nicht glaube — z. B. an den „Geiſt der Zeit.“ Selbſt der, welcher in der Mittelmäßigkeit beglückt, vom Höheren Abſchied nahm, ja ſelbſt der, der

längſt den Rückſichten der Erbärmlichkeit oder dem verächtlichen Dienſte ſchlechten Gewinns fröhnet, ſelbſt der glaubt ſteif und feſt an den Geiſt der Zeit. Nun; das verſteht ſich, etwas Hohes iſt es eben auch nicht, woran er glaubt, denn der Geiſt der Zeit iſt wohl nicht höher, als die Zeit, bleibt an der Erde, ſo daß er als Geiſt wohl zunächſt mit den Nebeln des Moors verglichen werden könnte; aber er glaubt doch an Geiſt. Oder er glaubt an den „Weltgeiſt," dieſen ſtarken Geiſt — ja ſtark in Lockungen; dieſen kräftigen Geiſt — ja, kräftig in Verirrungen: dieſen ſinnreichen Geiſt — ja ſinnreich im Betrug; dieſen Geiſt, den das Chriſtenthum einen böſen nennt — ſo daß es denn inſofern nicht etwas ſehr Hohes iſt, woran er glaubt, wenn er an dieſen Geiſt glaubt; aber er glaubt doch an Geiſt. Oder er glaubt an den „Menſchengeiſt," nicht den Geiſt in dem Einzelnen, aber den Geiſt des Geſchlechts, dieſen Geiſt, der, wenn er gottverlaſſen iſt, weil er Gott verlaſſen hat, abermals nach der Lehre des Chriſtenthums ein böſer Geiſt iſt — ſo daß es dann inſofern nicht etwas Hohes iſt, woran er glaubt, wenn er an dieſen Geiſt glaubt; aber er glaubt doch an Geiſt.

Dagegen, ſobald vom heiligen Geiſte die Rede iſt, und vom Glauben an einen heiligen Geiſt: wie

Viele, meiſt Du glauben an den? Oder wenn von einem böſen Geiſte die Rede iſt, dem entſagt werden ſoll: wie Viele, meinſt Du, glauben Solches?

Woher mag das kommen? Vielleicht daher, daß die Sache zu ernſt wird, wenn es einen heiligen Geiſt giebt? Denn Zeitgeiſt und Weltgeiſt u. dgl., davon kann ich reden, daran kann ich glauben, und ich brauche mir nicht gerade etwas Beſtimmtes dabei zu denken; das iſt nur ſo ein Geiſt, aber ich bin ganz und gar nicht durch das gebunden, was ich ſage; und nicht gebunden zu ſein durch das, was man ſagt, iſt Etwas, worauf man Werth legt; wie oft hört man nicht: ich will wohl das und das ſagen, aber ich will nicht durch mein Wort gebunden ſein. Aber davon, daß ein heiliger Geiſt iſt, und vom Glauben an einen heiligen Geiſt kann man nicht reden, ohne ſich durch ſein Wort zu binden, und ferner nicht, ohne ſich an dieſen heiligen Geiſt zu binden, indem man dem böſen Geiſte entſagt: dieß iſt allzu ernſt, ſowohl daß ein heiliger Geiſt iſt — o Ernſt! — als auch daß, um den Ernſt zu ſichern, ein böſer Geiſt iſt; welch ein Ernſt! Ein böſer Geiſt! Ja, der, der an den Zeitgeiſt, Weltgeiſt glaubt, der glaubt ja freilich, nach der Meinung des Chriſtenthums, an

einen böſen Geiſt; aber dies iſt nicht ſeine Meinung, und inſofern glaubt er nicht, daß ein böſer Geiſt iſt. Für ihn iſt wohl im tieferen Sinne dieſer Gegenſatz von gut und böſe gar nicht vorhanden; loſe, wie er iſt, oder aufgelöſt, ein Zweifler in ſeinem Glauben, unbeſtändig in allen ſeinen Wegen, ſich beugend vor jedem Lüftchen der Zeit, iſt ſeines Glaubens Gegenſtand von derſelben Art: das Luftige, der Geiſt der Zeit; oder verweltlicht wie er iſt in all ſeinem Dichten und Trachten, iſt ſeines Glaubens Gegenſtand auch darnach: der Geiſt der Welt.

Aber das Chriſtenthum, welches fordert, einem böſen Geiſte zu entſagen, lehrt, daß ein heiliger Geiſt iſt. Und es iſt heute dieſes heiligen Geiſtes Feſt in der Kirche, das Pfingſtfeſt, zur Erinnerung an den Tag, da der Geiſt zum erſten Mal über die Apoſtel ausgegoſſen wurde. Von dieſem heiligen Geiſt ſoll daher heute geredet werden, was wir nun thun wollen, indem wir über das Wort reden:

Der Geiſt iſt es, der da lebendig macht.

M. Z. Es giebt im Verhältnis zum Chriſtenthume Nichts, wozu wir Menſchen von Natur mehr geneigt ſind, als leichtfertig mit ihm umzu-

gehen. Es giebt auch nicht irgend etwas Chriſtliches, nicht eine einzige chriſtliche Beſtimmung, die nicht dadurch, daß ſie eine kleine Aenderung erleidet, indem man eine nähere Mittelbeſtimmung wegnimmt, etwas ganz Anderes würde, Etwas, wovon man ſagen muß: „dies iſt in des Menſchen Herz entſprungen" — und dann iſt leichtfertig damit umgegangen. Andrerſeits giebt es Nichts, wogegen ſich das Chriſtenthum mit größerer Wachſamkeit und Sorgfalt geſichert hat, als daß leichtfertig mit ihm umgegangen werde. Es giebt keine, gar keine Beſtimmung deſſen, was chriſtlich iſt, ohne daß das Chriſtenthum zuerſt als Mittelbeſtimmung anbringt — den Tod, das Abſterben, um dadurch das Chriſtliche vor leichtfertiger Auffaſſung zu ſichern. Man ſagt: „das Chriſtenthum iſt der ſanfte Troſt, iſt die Lehre von dem ſanften Troſtgrunde" — ja, es läßt ſich nicht läugnen, wenn du nämlich erſt ſterben, abſterben willſt; aber das iſt nicht ſo ſanft! Man ſtellt Chriſtum dar, man ſagt: „höret ſeine Stimme, wie ſanft einladend er Alle zu ſich ruft, alle Leidenden, und verheißt, ihnen Ruhe zu geben für ihre Seelen" — und in Wahrheit, ſo iſt es, Gott verhüte, daß ich etwas Anderes ſagen ſollte; aber doch, doch, ehe dieſe Ruhe für die Seele Dir zu Theil wird, und damit ſie Dir zu Theil werden

könne, wird gefordert, was der Einladende auch ſagt, was ſein ganzes Leben hier auf Erden alle Tage und alle Stunden ausdrückte, daß Du erſt ſterbeſt, abſterbeſt: iſt dies ſo einladend?

So auch mit dieſer chriſtlichen Verkündigung: der Geiſt iſt es, der da lebendig macht. An welchem Gefühl hängt wohl ein Menſch feſter, als am Gefühl des Lebens, was begehrt er ſtärker und heftiger, als recht das Leben in ſich zu fühlen, wovor ſchaudert ihm mehr, als vor dem Sterben! Aber hier wird ja ein lebendigmachender Geiſt verkündigt. Alſo laſſet uns zugreifen, wer will ſich bedenken, bringe uns Leben, mehr Leben, daß das Lebensgefühl in mir ſchwellen möge, als wäre alles Leben in meiner Bruſt geſammelt!

Aber ſollte dies wohl Chriſtenthum ſein, dieſe ſchreckliche Verirrung? Nein, nein! Dieſe Belebung im Geiſte, ſie iſt nicht geradezu eine Erhöhung des natürlichen Lebens in einem Menſchen in unmittelbarer Fortſetzung deſſelben und im Zuſammenhange damit — o Gotteslästerung, o ſchrecklich, ſo das Chriſtenthum leichtfertig zu misverſtehen! — ſie iſt ein neues Leben. Ein neues Leben, ja, und das iſt keine Redensart, wie wenn wir dies Wort von dieſem und jenem brauchen, jedesmal, wo etwas Neues anfängt, ſich in uns zu

regen, nein, ein neues Leben, buchſtäblich ein neues Leben, — denn, gieb wohl Acht darauf, der Tod tritt dazwiſchen, das Abſterben; und ein Leben jenſeits des Todes, ja das iſt ein neues Leben.

Der Tod tritt dazwiſchen, das iſt die Lehre des Chriſtenthums, Du ſollſt abſterben, gerade der lebendigmachende Geiſt iſt es, der Dich tödtet, das iſt die erſte Aeußerung des lebendigmachenden Geiſtes, daß Du abſterben mußt — ſo iſt's, damit Du nicht mit dem Chriſtenthum leichtfertig umgehſt. Ein lebendigmachender Geiſt: das iſt die Einladung: wer wollte nicht gerne zugreifen! Aber erſt ſterben: das iſt die Hemmung!

Der Geiſt iſt es, der da lebendig macht. Ja er macht lebendig — durch den Tod hindurch. Denn, wie in einem alten Geſange ſteht, der die Ueberlebenden über den Verluſt der Verſtorbenen tröſten will: „ſein Tod ein Gang zum Leben iſt;" ſo gilt es in geiſtigem Sinne, die Mittheilung des lebendigmachenden Geiſtes beginnt im Tode. Denke an das Feſt des Tages! Es war ja der Geiſt, der da lebendig macht, der heute über die Apoſtel ausgegoſſen wurde — und es war auch wahrlich ein lebendigmachender Geiſt, das beweiſt ihr Leben, ihr Tod, davon zeugt die Geſchichte der Kirche, die gerade dadurch entſtand, daß der Geiſt, der da leben-

dig macht, den Apoſteln mitgetheilt wurde. Aber wie war ihr Zuſtand vorher? O, wer hat ſo lernen müſſen, was es heißt, der Welt und ſich ſelber abſterben, wie die Apoſtel! Denn wer hat ſo große Erwartungen gehegt, wie in einem gewiſſen Sinne die Apoſtel doch eine Zeit lang zu hegen veranlaßt waren; und welche Erwartungen ſind ſo getäuſcht worden! Wahr genug, dann kam der Oſtermorgen, und Chriſtus erſtand aus dem Grabe, und dann kam die Himmelfahrt — aber was dann weiter? Ja, Er war nun in die Herrlichkeit aufgenommen — aber was dann weiter? O, glaubſt Du, daß irgend eine menſchliche, ſelbſt die kühnſte menſchliche Hoffnung ſich auf die Aufgabe einlaſſen durfte, die den Apoſteln geſtellt war? Nein, hier muß jede blos menſchliche Hoffnung verzweifeln. Dann kam der Geiſt, der da lebendig macht — die Apoſtel waren ja auch todt, abgeſtorben jeder blos menſchlichen Hoffnung, jedem menſchlichen Vertrauen auf eigene Kräfte oder menſchlichen Beiſtand.

Alſo zuerſt der Tod, zuerſt mußt Du jeder blos menſchlichen Hoffnung, jedem blos menſchlichen Vertrauen abſterben, Du mußt Deiner Selbſtliebe, oder der Welt, abſterben; denn nur durch Deine Selbſtliebe hat die Welt über Dich Macht, biſt Du Deiner Selbſtliebe abgeſtorben, ſo biſt Du auch der

Welt abgeſtorben. Aber es giebt natürlicher Weiſe Nichts, woran ein Menſch ſo feſt hängt — ja mit ſeinem ganzen Selbſt! — als an ſeiner Selbſtliebe! O, wenn in der Stunde des Todes Seele und Leib geſchieden werden, nicht ſo ſchmerzlich iſt das, wie bei lebendigem Leibe von ſeiner Seele geſchieden werden zu ſollen! Und nicht hängt ein Menſch ſo feſt an dieſem Leben der Sinne, wie die Selbſtliebe eines Menſchen an ſeiner Selbſtliebe feſt hängt! Laß mich ein Beiſpiel geben, gebildet nach jenen alten Erzählungen von dem, was ein Menſch in älteren Zeiten an innerlichem Leiden erfahren hat, was unſere unverſuchten, klugen Zeiten wohl als eine Fabel, die höchſtens einen dichteriſchen Werth habe, anſehen werden — laß mich ein Beiſpiel geben, und laß mich dazu das wählen, wovon wir Menſchen ſo oft reden, und was uns ſo ſehr beſchäftigt: die Verliebtheit, denn Verliebtheit iſt gerade eine der ſtärkſten und tiefſten Aeußerungen der Selbſtliebe. Alſo, denke Dir einen Verliebten! Er ſah den Gegenſtand; ſo wurde er verliebt; und dieſer Gegenſtand ward ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Begehr! Und er griff danach — er war ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Begehr! Und er ergriff ihn, er hielt ihn in ſeiner Hand — das war ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Begehr! Da

erging (ſo iſt es in jenen alten Erzählungen) der Befehl an ihn: „laß dieſen Gegenſtand fahren!“ — ach, und er war ſeiner Augen Luſt und ſeines Herzens Begehr! M. Z., laß uns hier Acht geben, um recht zu ſehen, wie tief eingedrungen werden muß, wenn eigentlich die Selbſtliebe getödtet werden ſoll. Denn in ſeinem Elend rief er: „nein, ich laſſe dieſen Gegenſtand nicht fahren und ich kann ihn nicht fahren laſſen, o, habe Mitleid mit mir; kann ich ihn nicht behalten, nun, ſo tödte mich, oder laß ihn mir doch wenigſtens durch einen Andern genommen werden!“ Du verſtehſt ihn wohl; ſeine Selbſtliebe würde tief genug verwundet werden, indem er des Gegenſtandes beraubt würde, aber er fühlte ganz richtig, daß ſeine Selbſtliebe noch tiefer verwundet wird, wenn die Forderung die iſt, daß er ſelbſt ſich deſſelben berauben ſoll. M. Z., laß uns weiter gehen, um das Leiden weiter in die Tiefe zu verfolgen, wenn die Selbſtliebe noch williger getödtet werden ſoll; laß uns den „Gegenſtand“ hinzunehmen. Alſo dieſer Gegenſtand, den er begehrte, den er ergriff, in deſſen Beſitze er iſt, ſeiner Augen Luſt, ſeines Herzens Begehr, dieſer Gegenſtand, den er fahren laſſen ſoll, ach, ſeiner Augen Luſt, ach, ſeines Herzens Begehr, dieſer Gegenſtand, laß uns es annehmen, um den Schmerz

des Abſterbens deutlicher in's Licht zu ſtellen, dieſer Gegenſtand iſt derſelben Meinung, wie er, daß es grauſam wäre, ſie zu trennen — und er iſt es, der es thun ſoll! Er ſoll das fahren laſſen, deſſen keine menſchliche Macht ihn zu berauben gedenkt, und welches fahren zu laſſen nun doppelt ſchwer iſt; denn, Du kannſt Dir's ja ſo denken, der Gegenſtand gebraucht Thränen und Bitten, ruft Lebende und Todte an, beides Menſchen und Gott, um ihn zu hindern — und er iſt es, der dieſen Gegenſtand fahren laſſen ſoll! Hier haſt Du, wenn er anders um die ſcharfe Ecke kommt und nicht den Verſtand verliert, ein Beiſpiel des Abſterbens. Denn ſeinen Wunſch, ſeine Hoffnung nicht erfüllt zu ſehen, oder des Erſehnten, des Liebſten beraubt zu werden: das kann ſchmerzlich genug ſein, die Selbſtliebe wird verwundet, aber daraus folgt nicht, daß dies ein Abſterben ſei; und ſelbſt ſich verſagen zu müſſen, ob es denn auch der liebſte Wunſch war: das kann ſchmerzlich genug ſein, die Selbſtliebe wird verwundet, aber daraus folgt nicht, daß dies ein Abſterben ſei. Nein, aber ſelbſt ſeinen erfüllten Wunſch zu Nichte machen, ſelbſt ſich des Erſehnten berauben ſollen, in deſſen Beſitze man ſchon iſt: das heißt, die Selbſtliebe an der Wurzel verwunden, wie ſie's bei Abraham wurde, als Gott forderte, daß Abra-

ham ſelbſt, ſelbſt — furchtbar! — mit eigener Hand — o, Schrecken des Wahnſinns! — Iſaak opfern ſollte, Iſaak, die ſo lange und ſo ſehnſüchtig erwartete Gabe, die aber auch von Gott war, wofür Abraham meinte, ſein ganzes Leben hindurch danken zu ſollen, aber nie genugſam danken zu können, Iſaak, ſein einziges Kind, ſeines Alters, der Verheißungen Kind! Glaubſt Du, daß der Tod ſo ſchmerzen kann? Ich glaube es nicht. Und in jedem Falle, wenn es der Tod iſt, ſo iſt es auch vorbei; aber mit dem Abſterben iſt es nicht ſo vorbei, denn man ſtirbt ja nicht, es liegt vielleicht ein langes Leben vor ihm, dem Abgeſtorben.

Dies war das Abſterben. Aber ehe der Geiſt kommen kann, der da lebendig macht, muß Du erſt abſterben. O, wenn ich mitunter einen Tag, oder längere Zeit, mich ſo unaufgelegt, ſo müde, ſo untauglich fühle, ſo — ja, ſo nennen wir's ja wohl — faſt als ob ich todt wäre, dann habe ich auch bei mir ſelbſt geſeufzt: o, bringe Leben, Leben iſt's, was ich bedarf! Oder wenn ich, angeſtrengt vielleicht über meine Kräfte, zu entdecken meine, daß ich dies nicht länger ertragen könnne; oder wenn es eine Zeit lang geweſen iſt, als müßte mir denn auch Alles mißlingen; und ich in Mißmuth verſank: dann habe ich bei mir ſelbſt geſeufzt: „Leben, bringe Leben!“

Aber daraus folgt noch nicht, daß das Chriſtenthum der Meinung iſt, daß dies ebendas ſei, weſſen ich bedarf. Geſetzt, es wäre andrer Meinung und ſagte: „nein, ſtirb erſt ganz; das iſt Dein Unglück, Du hängſt doch ſelbſtiſch am Leben, an dem Leben, welches Du eine Plage, eine Bürde nennſt! ſtirb ganz!“ Ich habe einen Menſchen faſt verzweifelnd zuſammenſinken ſehen, ich habe auch ihn, rufen hören: „bringe Leben, Leben, das iſt ärger als der Tod, der dem Leben ein Ende macht, während ich wie todt und doch nicht todt bin!“ Nicht ich bin der Strenge; habe ich ein linderndes Wort gewußt, ich bin willig genug geweſen, zu tröſten und aufzumuntern. Aber doch, doch, es iſt ſehr möglich, daß dem Leidenden eigentlich etwas Andres fehlte — daß er härterer Leiden bedurfte. Härtere Leiden! Wer iſt der Grauſame, der Solches zu ſagen wagt? Mein Freund, es iſt das Chriſtenthum, die Lehre, die unter dem Namen des ſanften Troſtes ausverkauft wird, während es — ja wahrlich! — es iſt der Troſt der Ewigkeit und für ewig, aber es muß freilich den Menſchen etwas hart anfaſſen. Denn das Chriſtenthum iſt nicht das wozu wir Menſchen, beides Du und ich, es nur allzu gerne machen wollen, es iſt kein Quackſalber. Ein Quackſalber, der ſteht gleich zu Dienſten und wendet gleich das Heil-

mittel an und verpfuſcht Alles. Das Chriſtenthum wartet, ehe es ſein Heilmittel anbringt, es heilt nicht mit Hülfe der Ewigkeit ein jedes kurze kleine Unwohlſein — das iſt doch wohl eine Unmöglichkeit, wie es auch ein Widerſpruch iſt — es heilt durch Hülfe der Ewigkeit und für die Ewigkeit, wenn die Krankheit ſolcher Art iſt, daß die Ewigkeit angebracht werden kann, das heißt Du mußt abſterben. Darum iſt die Strenge des Chriſtenthums, um nicht ſelbſt, wozu wir Menſchen es nur allzu gern verwandeln wollen, Geſchwätz zu werden, und um nicht Dich im Schwatzen zu beſtärken. Und daß dies richtig iſt, haſt Du doch gewiß auch ſelbſt in kleineren Verhältniſſen erfahren. Haſt Du nicht ſelbſt erfahren — das habe ich — daß, wenn Du vielleicht anfingſt, Dich zu winden und ſchon ſagteſt: „ich kann nicht länger," — und dann den folgenden Tag, dann wurdeſt Du etwas härter angefaßt, und was dann? dann konnteſt Du! Wenn die Pferde ſtöhnen und keuchen, abgearbeitet, wie man meint ſo daß ſie wohl einer Handvoll Hafer bedürften — aber wenn auf der andern Seite ſchon bei eines Augenblicks Stillehalten der ſchwer beladene Wagen zurückliefe, den Abhang hinunter, und vielleicht Pferde und Kutſcher und Alles mit ſich in den Abgrund riſſe: iſt es dann ſo grauſam vom Kutſcher, wenn

die Schläge fürchterlich fallen, fürchterlich, wie er's nie über's Herz gebracht hat, zumal das Paar Pferde zu schlagen, die ihm, Solches kann ja wohl wahr sein, lieb sind wie sein Augapfel — ist das grausam oder ist es liebevoll? Ist es grausam wenn Du so willst, grausam zu sein, wenn das unbedingt das Einzige ist was vom Untergang retten und hindurchhelfen kann? So mit dem Absterben.

M. Z. Dann, dann — dann kommt der lebendigmachende Geist. Wann? Ja, wann dies geschehen ist, daß Du abgestorben bist; denn wie es heißt: „sind wir mit Christo gestorben, so werden wir auch mit ihm leben," so kann auch gesagt werden: wollen wir mit ihm leben, so müssen wir auch mit ihm sterben. Erst der Tod, dann das Leben. Aber wann? Ja, wenn dies Erste geschehen ist: denn mit dem Kommen des lebendigmachenden Geistes ist es wie mit dem des „Tröster", den Christus den Jüngern verheißt. Wann kommt der Tröster? Er kommt dann, wenn all das Fruchtbare, was Christus von seinem Leben vorhergesagt hat, erst gekommen ist, und gleichfalls das Schreckenvolle, was er in Betreff des Lebens der Jünger vorhergesagt hat: dann kommt der Tröster. Ob er grade in demselben Augenblick kommt, wird nicht gesagt;

nur das wird gesagt, daß es geschieht, wenn dieses Erste geschehen, wenn dies Sterben eingetreten ist. So mit dem Kommen des lebendigmachenden Geistes.

Aber er kommt; er betrügt nicht dadurch, daß er ausbleibt. Kam er nicht zu den Aposteln, betrog er sie? Kam er nicht später zu den wahren Gläubigen, betrog er sie und blieb aus?

Nein, er kommt — und er bringt des Geistes Gaben, Leben und Geist.

Er bringt Glauben, „den Glauben": dies ist nämlich erst im strengsten Sinne Glauben, diese Gabe des heiligen Geistes, nachdem der Tod dazwischen getreten ist. Denn wir Menschen nehmen es nicht so genau mit den Worten, wir reden oft von Glauben, wo es nicht im strengeren christlichen Sinne Glaube ist. Es ist, je nach der Verschiedenheit der Naturgabe, eine stärkere oder schwächere Unmittelbarkeit jedem Menschen angeboren; je stärker, je kräftiger sie ist, desto länger kann sie gegen einen Widerstand aushalten. Und dieses Aushalten, dieses lebensfrische Vertrauen auf sich selbst, auf die Welt, auf die Menschen, unter Anderm auch auf Gott, nennen wir dann Glauben. Aber das ist nicht in streng christlichem Sinne geredet. Glaube ist wider den Verstand; Glaube ist jenseits des Todes. Und als Du starbst oder Dir selbst, der Welt

abſtarbſt, da ſtarbſt Du zugleich aller Unmittelbarkeit in Dir ſelber ab, auch Deinem Verſtande. Das heißt: wenn alles Vertrauen auf Dich ſelbſt oder auf menſchlichen Beiſtand, auch, unmittelbar, auf Gott, wenn jede Wahrſcheinlichkeit ausgelöſcht iſt, wenn es finſter iſt, wie in der finſtern Nacht — es iſt ja auch der Tod, den wir beſchreiben: dann kommt der lebendigmachende Geiſt und bringt den Glauben. Dieſer Glaube, der iſt ſtärker, als die ganze Welt, der hat die Kräfte der Ewigkeit, der iſt die Gabe des Geiſtes von Gott, der iſt Dein Sieg über die Welt, in welchem Du mehr als ſiegſt.

Und der Geiſt bringt demnächſt die Hoffnung, die Hoffnung im ſtrengſten chriſtlichen Sinne, dieſe Hoffnung, welche Hoffnung iſt, wo Nichts zu hoffen war. Denn in jedem Menſchen iſt unmittelbar eine Hoffnung; ſie kann in dem Einen lebensfähiger ſein, als in dem Andern, aber im Tode, d. h. wenn Du abſtirbſt, ſtirbt jede ſolche Hoffnung, und verwandelt ſich in Hoffnungsloſigkeit. In dieſer Nacht der Hoffnungsloſigkeit — es iſt ja der Tod den wir beſchreiben — kommt dann der lebendigmachende Geiſt und bringt die Hoffnung, die Hoffnung der Ewigkeit. Sie iſt Hoffnung, wo Nichts zu hoffen war, denn gemäß jenem bloß natürlichen Hoffen war keine Hoffnung mehr. Der

Verſtand ſagt: „nein, es iſt keine Hoffnung"; doch Du biſt ja Deinem Verſtande abgeſtorben, inſofern ſchweigt er wohl, aber kommt er irgendwann wieder zu Worte, er wird gleich anfangen, wo er aufhielt: „es iſt keine Hoffnung" — und er wird wohl dieſer neuen Hoffnung, der Gabe des Geiſtes, ſpotten; wie die am Pfingſtfeſt verſammelten Klugen und Verſtändigen der Apoſtel ſpotteten und ſagten: ſie ſind voll ſüßen Weins, ſo wird er über Dich ſpotten und zu Dir ſagen: „Du mußt berauſcht geweſen ſein, als Du auf ſo Etwas verfallen konnteſt, wenigſtens mußt Du von Verſtande geweſen ſein" — es liegt auch Niemandem näher, das zu wiſſen, als dem Verſtande, und es iſt übermäßig verſtändig vom Verſtande geſprochen, denn abſterben iſt ja auch dem Verſtande abſterben, und die Hoffnung des lebendigmachenden Geiſtes iſt wider die Hoffnung des Verſtandes. „Es iſt zum Verzweifeln, daß keine Hoffnung iſt," ſagt der Verſtand, „doch das kann man noch verſtehen. Aber daß jenſeits von dieſem, daß keine Hoffnung iſt, noch eine neue Hoffnung ſein ſollte, ja, die Hoffnung: das iſt, ſo wahr ich der Verſtand heiße, das iſt Tollheit!" Aber der Geiſt, der da lebendig macht, was der „Verſtand" nicht thut, der ſagt und zeuget: „die Hoffnung" iſt, wo Nichts zu hof-

ſen war. O Du, der Du vielleicht bis zur Verzweiflung in Hoffnungsloſigkeit kämpfeſt, vergebens, um Hoffnung zu finden, ringeſt: nicht wahr, das iſt's worauf Du gleichſam trotzeſt, daß Du meinſt unbedingt, ſiegreich es ſelbſt einem Kinde, ſelbſt dem dümmſten Menſchen einleuchtend machen zu können, daß für Dich keine Hoffnung ſei; und es iſt vielleicht grade das, was Dich erbittert, daß man Dir widerſprechen will. Nun, ſo vertraue Dich dem „Geiſte" an, denn mit dem kannſt Du reden, er gibt Dir ſogleich Recht, er ſagt: „ganz richtig, es iſt keine Hoffnung, und es iſt mir ſehr wichtig, daß dies feſtgehalten werde, denn grade daraus beweiſe ich, der Geiſt, daß Hoffnung iſt: die Hoffnung iſt, wo Nichts zu hoffen war." Kannſt Du mehr verlangen, kannſt Du Dir eine Behandlung denken, die mehr grade auf Deinen Zuſtand im Leiden berechnet wäre? Du bekommſt Recht, deſſen bedurfteſt Du, und Du bedurfteſt, was Dir auch zu Theil wird, verſchont zu werden mit all dieſem Geſchwätz, all dieſen ſo ekelhaften Troſtgründen, Du bekommſt Erlaubnis — was ſo wohl thut — ordentlich krank zu werden, in Ruhe vor allen dieſen Quackſalbern; Du bekommſt Erlaubnis — was den Schmerz endet und die Unruhe ſtillt — Dich auf die andre Seite umzukehren, um zu ſterben, befreit von der unſeligen

ärztlichen Behandlung Derer, die nicht neues Leben bringen können, aber quäleriſch ſtreben, Dein Leben zu friſten oder Dich am Abſterben zu hindern — und dann bekommſt Du noch obendrein „die Hoffnung", wo Nichts zu hoffen war, die Gabe des Geiſtes!

Endlich bringt der Geiſt auch: die Liebe. Ich habe anderswo zu zeigen mich bemüht, was man nicht oft genug einſchärfen und nie deutlicher genug machen kann, daß, was wir Menſchen unter dem Namen der Liebe preiſen, Eigenliebe iſt, und daß, wenn wir darauf nicht Acht geben, das ganze Chriſtenthum ſich uns verwirrt.

Erſt wenn Du der Selbſtliebe in Dir und dadurch der Welt abgeſtorben biſt, ſo daß Du nicht die Welt lieb haſt, noch was in der Welt iſt, ja nicht einmal einen einzigen Menſchen ſelbſtiſch liebſt — wenn Du in der Liebe zu Gott gelernt haſt, Dich ſelbſt zu haſſen: erſt dann kann von der Liebe die Rede ſein, welche die chriſtliche iſt. Nach unſern bloß menſchlichen Begriffen hängt die Liebe unmittelbar mit unſerm Weſen zuſammen; wir finden es daher in der Ordnung, daß ſie am ſtärkſten iſt in den jüngeren Tagen, wo das Herz ſeine ganze unmittelbare Wärme und Begeiſterung hat, wo es ſich in Hingebung Andern öffnet, in Hingebung an

Andre anſchließt. Dann finden wir es, ob auch nicht in der Ordnung, ſo doch dem gewöhnlichen Lauf der Dinge gemäß, daß nach und nach, ſo wie ein Menſch älter wird, ſein Weſen ſich weniger an Andere anſchließt, ſich mehr verſchließt, ſich nicht ſo empfänglich öffnet, ſich nicht ſo offen hingiebt — welches uns auch als eine traurige Folge trauriger Erfahrungen erklärbar ſcheint. Ach, denn dieſes, ſo ſagen wir, dies frohe, liebende, vertrauungsoll ſich öffnende, ganz ſich hingebende Herz der Jugend, auch unſrer Jugend — wenn dies übrigens ganz ſo iſt — es wurde getäuſcht, ſo oft, ſo bitter getäuſcht; ich mußte in bittern Erfahrungen die Menſchen von einer ganz andern Seite kennen lernen, und daher — alſo daher iſt es! — wurde auch ein Theil der Liebe in meiner Bruſt ausgelöſcht.

O, mein Freund, wie, glaubſt Du, haben die Apoſtel die Menſchen kennen gelernt? meinſt Du etwa, von der vortheilhafteſten Seite? Wahrlich, wenn irgendwann Jemand — doch unter denen, die immer geſchäftig ſind, viel von dieſem warmen, vollen, liebevollen, freundſchaftsvollen Herzen der Jugend zu ſprechen, findet ſich wohl kaum irgend ein Solcher — wenn irgend Jemand berechtigt geweſen iſt, zu ſagen: „ich habe die Menſchen ſo kennen ge-

lernt, daß ich weiß, ſie verdienen nicht, geliebt zu werden": ſo waren es die Apoſtel Chriſti! Und das erbittert; es iſt ſo natürlich, zu wünſchen, an Menſchen etwas finden zu können, was man lieb haben kann, und das iſt doch eine billige Bedingung, wenn das, was geſucht wird, das Wohl der Andern, oder, einzig das Wohl der Andern iſt. Nichts Solches finden, das Gegentheil davon finden, es in einem Maße finden, wie die Apoſtel: o, das iſt um daran zu ſterben! Und das thaten die Apoſtel auch in einem gewiſſen Sinne: ſie ſtarben, Alles wurde dunkel um ſie her — es iſt ja der Tod, von dem wir reden! — als ſie die furchtbare Erfahrung gemacht hatten: daß die Liebe in dieſer Welt nicht geliebt, daß ſie gehaßt, daß ſie verſpottet, daß ſie verſpeiet, daß ſie gekreuzigt wird, und gekreuzigt, während die richtende Gerechtigkeit ruhig ihre Hände wäſcht, und während die Stimme des Volkes laut für den Räuber iſt. So ſchwuren ſie denn wohl dieſer liebloſen Welt ewige Feindſchaft? o ja, in gewiſſem Sinne, denn Liebe zu Gott iſt Haß der Welt, aber im Uebrigen nein, nein; indem ſie Gott liebten um in der Liebe zu bleiben, vereinten ſie ſich, ſo zu ſagen, mit Gott, um dieſe liebloſe Welt zu lieben — der lebendigmachende Geiſt brachte ihnen die Liebe. Und ſo beſchloſſen die Apoſtel, dem Vor-

bilde gleich zu lieben, zu leiden, Alles zu ertragen, ſich opfern zu laſſen, um die liebloſe Welt zu erlöſen. Und das iſt Liebe.

Solche Gaben brachte der lebendigmachende Geiſt den Apoſteln am Pfingſttage: o daß der Geiſt auch uns ſolche Gaben bringen möchte, wahrlich es thut wohl noth in dieſen Zeiten!

M. Z., ich habe noch ein Wort, was ich ſagen möchte; aber ich will es in eine Darſtellung einkleiden, die Dir vielleicht im erſten Augenblick weniger feierlich ſcheinen wird. Doch thue ich es mit Fleiß und wohlbedachtermaßen, weil ich denke, daß es vielleicht grade ſo einen wahreren Eindruck auf dich machen wird.

Es war einmal ein reicher Mann; der ließ im Auslande für theures Geld ein Paar ganz fehlerfreie und ausgezeichnete Pferde kaufen, die er zu ſeinem eigenen Vergnügen haben und ſelbſt fahren wollte. Dann vergingen ein Jahr oder zwei. Wenn Jemand, der früher dieſe Pferde gekannt hatte, jetzt ihn ſie fahren ſah, ſo würde er ſie nicht haben wiederkennen können: ihr Auge war matt und ſchläfrig geworden, ihr Gang ohne Haltung und Feſtigkeit, Nichts konnten ſie vertragen, Nichts aushalten, kaum konnte er eine Meile fahren, ohne unterwegs einkehren zu müſſen, manchmal blieben ſie ſtehen, grade wenn er

am allerbeſten ſaß und fuhr, dazu hatten ſie allerlei Launen und Gewohnheiten angenommen, und obwohl ſie natürlich Futter im Ueberfluß bekamen, verloren ſie ihr geſundes Ausſehen von Tage zu Tage mehr. Da ließ er des Königs Kutſcher rufen. Der fuhr ſie einen Monat lang: da gab's in der ganzen Gegend kein Paar Pferde, die den Kopf ſo ſtolz trugen, deren Blick ſo feurig, deren Haltung ſo ſchön war, kein Paar Pferde, welches ſo im Laufe aushalten konnte, ob's auch ſieben Meilen fortgieng, ohne daß eingekehrt wurde. Woran lag das? Es iſt leicht zu ſehen: der Eigenthümer, der, ohne Kutſcher zu ſein, ſich damit abgab, den Kutſcher zu ſpielen, der fuhr ſie in der Weiſe, wie ſich die Pferde auf's Fahren verſtehen; der königliche Kutſcher fuhr ſie in der Weiſe, wie ſich der Kutſcher auf's Fahren verſteht.

So mit uns Menſchen. O, wenn ich an mich ſelbſt und die Unzähligen denke, die ich kennen gelernt habe, dann habe ich oft mit Wehmuth zu mir ſelbſt geſagt: hier ſind Anlagen und Kräfte und Vorausſetzungen genug — aber der Kutſcher fehlt. Längere Zeit hindurch ſind wir Menſchen von einem Geſchlecht zum andern, wenn ich ſo ſagen darf, um im Bilde zum bleiben, in der Weiſe gefahren worden, wie ſich die Pferde auf's Fahren verſtehen, wir

ſind geleitet, gebildet, erzogen nach den Begriffen der Menſchen von dem, was es heiße, Menſch zu ſein. Sieh, daher, was uns fehlt: Erhebung und was daraus wieder folgt, daß wir ſo wenig vertragen können, daß wir ſogleich ungeduldig die Mittel des Augenblicks brauchen, und ungeduldig, augenblicklich den Lohn unſrer Arbeit ſehen wollen, die gerade darum ſo wird, wie ſie wird.

Einſt war es anders. Es gab eine Zeit, wo es Gott ſelbſt gefiel, wenn ich ſo ſagen darf, Kutſcher zu ſein, und er fuhr die Pferde in der Weiſe, wie ſich der Kutſcher auf's Fahren verſteht. O, was vermochte ein Menſch nicht damals!

Denke an den Text des Tages! Da ſitzen zwölf Männer, alle der Klaſſe der Geſellſchaft angehörig, die wir den gemeinen Mann nennen. Sie haben Ihn, den ſie als Gott anbeteten, ihren Herrn und Meiſter, gekreuzigt geſehen; wie kann es im Entfernteſten von Jemanden geſagt werden, wie es von ihnen geſagt werden muß, daß ſie Alles verloren geſehen haben. Es iſt wahr, darauf iſt er ſiegreich gen Himmel gefahren, aber damit iſt er dann ja auch fort: und nun ſitzen ſie und warten darauf, daß der Geiſt ihnen mitgetheilt werde, um dann verflucht von dem kleinen Volke, dem ſie angehören, eine Lehre zu verkünden, die den Haß der ganzen

Welt gegen ſich rege machen wird, — das iſt die Aufgabe, dieſe zwölf Männer ſollen die Welt umſchaffen, und zwar nach dem ungeheuerſten Maßſtabe, gegen den Willen derſelben. In Wahrheit hier ſteht der Verſtand ſtille! Schon wenn wir uns jetzt, ſo lange nachher, eine ſchwache Vorſtellung davon machen wollen: der Verſtand ſteht ſtille — wenn man anders einen Verſtand hat; es iſt, als ſollte man den Verſtand verlieren — wenn man anders einen Verſtand zu verlieren hat.

Es iſt das Chriſtenthum, was hindurch ſoll. Und dieſe zwölf Männer, ſie zogen es hindurch. Sie waren in Einem Sinne Menſchen wie wir — aber ſie wurden gut gefahren, ja, ſie wurden gut gefahren!

Dann kam das folgende Geſchlecht. Sie zogen das Chriſtenthum hindurch. Sie waren Menſchen ganz wie wir — aber ſie wurden gut gefahren! Ja wahrlich, das wurden ſie! Es war mit ihnen wie mit jenem Paar Pferde, als der königliche Kutſcher ſie fuhr. Nie hat ein Menſch ſein Haupt ſo ſtolz in Selbſterhebung über die Welt erhoben, als die erſten Chriſten es thaten in Demuth vor Gott! Und wie jenes Paar Pferde laufen konnte, ob's auch ſieben Meilen waren, ohne Halt zu machen, um zu verſchnaufen: ſo liefen dieſe, ſie liefen ſiebzig Jahre in Einem Zuge, ohne aus dem Geſchirre zu kom-

men, ohne daß irgendwo eingekehrt wurde, nein, ſtolz wie ſie waren in Demuth vor Gott, ſagten ſie: „das iſt Nichts für uns, auf dem Wege zu liegen und zu ſäumen, wir machen erſt Halt — bei der Ewigkeit!“ Das Chriſtenthum war es, was hindurch ſollte! Sie zogen es auch hindurch, ja, das thaten ſie; aber ſie wurden auch gut gefahren, ja das wurden ſie!

O, heiliger Geiſt, — wir bitten für uns und für Alle — o, heiliger Geiſt, Du, der Du lebendig machſt; hier fehlt es ja nicht an Anlagen, nicht an Bildung, nicht an Klugheit; eher iſt hier wohl deſſen zu viel; aber was da fehlt, iſt, daß Du das, was uns zum Verderben iſt, die Macht, von uns nehmeſt, und daß Du dann das Leben gebeſt. Gewiß geſchieht es an einem Menſchen nicht ohne Schauer des Todes, wenn Du, um die Macht in ihm zu werden, ihm die Macht nimmſt: aber wenn ſelbſt Thierweſen in einem ſpätern Augenblick verſtehen, wie gut es doch für ſie war, daß der königliche Kutſcher die Zügel ergriff, was ihnen gewiß zuerſt ein Schaudern verurſachte, und wogegen ihr Sinn, aber vergebens, ſich empörte — ſollte denn nicht ein Menſch bald verſtehen können, welche Wohlthat es für einen Menſchen iſt, daß Du die Macht nimmſt, und das Leben giebſt!

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.